

KONstruktiv 294,

Fundamentals Bei „Fundamentals“ handelt es sich stets um menschengemachte Festlegungen, um nicht zu sagen Konventionalisierungen. Das Gegenteil von dem also, worauf die Sehnsucht nach dem Fundamentalen zielt! Auch wenn es enttäuschend klingt: Nichts hat einen Grund. Alles ist gegründet.

Inhalt	3	<u>Editorial, Pendls Standpunkt</u>	
	4	<u>Puntigams Kolumne, Dusls Schwerpunkt</u>	
	5	<u>Standpunkte: Rudolf Kolbe, Klaus Thürriedl, Christian Aulinger</u>	
	6	<u>Plus/Minus: Die Deregulierung des Berufszugangs</u>	Barbara Opitz
7		<u>Fundamentals</u>	
8–11		Das „Fundamentale“ der Architektur Über die Untiefen der Grundlage	Wolfgang Pauser
12–14		Plenum. Orte der Macht Christian Kühn im Gespräch	mit Sebastian Jobst
15–17		Fundamente Die unsichtbare Konstruktion	Dietmar Adam
20–21		Die Zeichnung ist die Sprache der Architekten Bekenntnis zur Zeichnung	Gustav Peichl
22–24		Ein Baustoff namens Baum und Blümchen Über die Blütezeit grüner Infrastruktur	Wojciech Czaja
25–29		Fundamentale Elemente einer Architektur der Zukunft Gebäude, die auf sozialer Nachhaltigkeit gründen	Sonja Pisarik
32–34		Wirtschaftliche Standortbestimmung der Branche 	Felix Josef
36–39		Parteien im Check Wahlen zum Europäischen Parlament	
40–41		<u>Aus dem Wettbewerb Empfehlungen Jüngste Entscheidung Krassnitzers Lektüren</u>	
	42	<u>Porträt Christian Aste</u>	Judith Brandner
	43	<u>Fehlannonce, Das nächste Heft</u>	
	44	<u>Von oben</u>	

Impressum	KONSTRUKTIV 294
Medieninhaber und Herausgeber	Bundeskammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten (bAIK) 1040 Wien, Karlsgasse 9 T: 01-505 58 07-0, F: 01-505 32 11 www.daskonstruktiv.at
Erscheinungsweise	vier Mal jährlich
Auflage	14.500 Stück
Einzelpreis	9,00 Euro
Abopreis pro Jahr	24,00 Euro
Redaktion, Anzeigen & Aboverwaltung	art:phalanx Kunst- und Kommunikationsbüro Clemens Kopetzky (Geschäftsleitung) Susanne Haider, Sebastian Jobst, Anna Resch 1070 Wien, Neubaugasse 25/1/11 T: 01-524 98 03-0, F: 01-524 98 03-4 redaktion@daskonstruktiv.at, anzeigen@daskonstruktiv.at, abo@daskonstruktiv.at
Redaktionsteam	
Redaktionsbeirat	Walter Chramosta (Architekturpublizist), Gerald Fuxjäger (Präsident der Kammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten für Steiermark und Kärnten), Georg Pendl (Präsident der bAIK), Rudolf Kolbe (Vizepräsident der bAIK und Präsident der Kammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten für Oberösterreich und Salzburg), Sabine Oppolzer (Kulturjournalistin), Wolfgang Pauser (Konsumforscher & Berater), Walter Stelzhammer (Präsident der Kammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten für Wien, Niederösterreich und Burgenland)

Lektorat	Dorrit Korger Gassner Redolfi, Schlins Bohatsch und Partner, Wien
Grafisches Basiskonzept	vektorama. grafik.design.strategie Wien
Gestaltung	
Druck	Ueberreuter Print GmbH, Korneuburg Gedruckt auf SoporSet Premium
Abbildungen	Seite 4: Ingo Pertramer, Andrea Maria Dusl // Seite 5: Otto Hainzl, bAIK // Seite 7–23: Bert Danckaert, F. = Fotograf A. = Architekt Courtesy Roberto Polo Gallery, Brussels // Seite 8–9, 15: vektorama. grafik.design.strategie, Wien // Seite 12: F. Andreas Balon // Seite 25: A TYIN tegnestue Architects, F. Pasi Aalto/pasiaalto.com // Seite 27: A Studio BASEhabitat, Kunstuniversität Linz, Anna Heringer, Eike Roswag, F. PMK, Bauerdick JA+F Hollmen, Reuter, Sandman architects // Seite 28–29: A Studio BASEhabitat, Kunstuniversität Linz, Anna Heringer, Eike Roswag, F. Anna Heringer, Boris Unterer, B.K.S. Inan // Seite 32, 34: vektorama. grafik.design.strategie, Wien // Seite 42: Christian Aste // Seite 43: Lutz Koch // Rasos // Seite 44: MA 41 – Stadtvermessung
	Die Redaktion ersucht diejenigen Urheber, Rechtsnachfolger und Werknutzungsberechtigten, die nicht kontaktiert werden konnten, im Falle des fehlenden Einverständnisses zur Vervielfälti- gung, Veröffentlichung und Verwertung von Werkabbildungen bzw. Fotografien im Rahmen dieser Publikation um Kontaktaufnahme.

Das Gestaltungskonzept dieser Zeitschrift ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ist unzulässig. Die Texte, Fotos, Plandarstellungen sind urheberrechtlich geschützt.

Offenlegung gemäß § 25 Mediengesetz ist auf www.daskonstruktiv.at veröffentlicht.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben ausschließlich die Meinung des Autors wieder, die sich nicht mit der des Herausgebers oder der Redaktion decken muss. Für unverlangte Beiträge liegt das Risiko beim Einsender. Sinn- gemäße textliche Überarbeitung behält sich die Redaktion vor.

Die Zeitschrift sowie alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Zugunsten der Lesbarkeit wird, wenn von den Autorinnen und Autoren nicht anders vorgesehen, auf geschlechtsspezifische Endungen verzichtet.

Das Zitat auf dem Titel wurde dem Text von Wolfgang Pauser entnommen.

Editorial

Diese Ausgabe des KONstruktiv geht der Frage nach den Fundamentals der Architektur, wie sie Rem Koolhaas im Rahmen der diesjährigen Architekturbiennale in Venedig aufwirft, nach. Doch was als fundamental aufgefasst wird, offenbart weit mehr als den imaginären Kern einer Disziplin. Die Suche nach dem Fundamentalen entpuppt sich dabei möglicherweise als der Wunsch in einer ewig dynamischen Welt, der selbst die komplexesten wissenschaftlichen Theorien noch nicht bis ins letzte Detail auf den Grund gehen können, als die Sehnsucht nach einem Ruhepol, nach einem festen Fundament, von dem aus nun mit bisher ungeahnter Gewissheit geplant werden könne. Fundamentals zu erkennen hieße dann nicht nur im historischen Rückblick Prozesse zu entschlüsseln, sondern gegenwärtige Widersprüche und

Diskrepanzen mit einem Mal glätten zu können. Dieser Vermutung stellt die aktuelle Ausgabe des KONstruktiv eine Alternative zur Seite, anstelle des Versuchs, eine letztgültige Grundlage des Bauens zu finden, präsentiert der Schwerpunkt sechs Perspektiven auf grundlegende Aspekte des Bauens.

Wolfgang Pauser sucht in seinem Text nach einer Verbindung zwischen dem subtilen Spiel mit archetypischen Symbolen in der zeitgenössischen Architektur und einer kollektiven Sehnsucht nach Einfachheit in einer zunehmend komplexeren Welt. Christian Kühn, Kommissär des österreichischen Beitrags zur diesjährigen Biennale, erklärt im Interview, warum nicht bloß konstruktive oder entwerferische Parameter, sondern ökonomische wie gesellschaftliche Machtgefüge Grundlagen der Archi-

tektur sind. Dietmar Adam, Vorstand des Instituts für Geotechnik an der TU Wien, eröffnet den Blick auf die beinahe jeder Konstruktion zugrunde liegende Ingenieurleistung des Fundaments, die mangels Sichtbarkeit allzu oft zu wenig Aufmerksamkeit erhält. Gustav Peichl geht der Zeichnung als Sprache des Architekten nach. In ihr nimmt die Idee unmittelbar eine erste Form an und wird so zur Grundlage jeder weiteren Planung. Der zunehmenden Bedeutung urbaner Begrünung weit über die Funktion als Gestaltungsmittel hinaus spürt Wojciech Czaja in seinem Text nach. Was den Kern planerischer Qualität ausmacht, zeigt Sonja Pisarik anhand von Projekten, deren ökonomischer Rahmen nur die nötigsten Mittel zulässt, aber große soziale Wirkung anstößt. Sebastian Jobst ■

Pendls Standpunkt

Das europäische Parlament hat sich in seiner Entscheidung zum Binnenmarkt für Dienstleistungen vom 11.9.2013 massiv für eine sehr enge Auslegung, wie sie auch die Europäische Kommission vertritt, der Gründe des öffentlichen Interesses zur Rechtfertigung von gesetzlichen Regelungen ausgesprochen. Auch bei der derzeit laufenden Überprüfung der Vereinbarkeit von nationalen Berufsregelungen mit der Berufsanerkennungsrichtlinie, der sogenannten „Transparenzinitiative“ (Art. 59 Berufsanerkennungsrichtlinie) ist bereits ersichtlich, dass Rechtfertigungsgründe für nationale Berufsregelungen sehr eng ausgelegt und öffentliche Interessen dabei negiert werden. Die Kommission hat bereits Vertragsverletzungsverfahren zur Abschaffung von nationalen Berufszugangs- und Ausübungsregelungen angedroht. Dies betrifft uns als Beruf mehrfach. Beginnend mit den Regelungen bezüglich des Berufszugangs, den für die Berufe festgelegten Befugnissen, jeglicher Information über Leistungsbilder oder Honorarbildung, dem System der Selbstverwaltung und im Kern dem Wesen des freien Berufs selbst. Wir haben den kandidierenden Parteien drei Fragen gestellt, wovon zwei die oben angesprochene Thematik betreffen. Die Antworten finden Sie im Heft.

Hintergrund des angesprochenen Vorgangs ist im Grunde der Umstand, dass die EU ursprünglich ein Wirtschaftsverband war und erst im Laufe der letzten 40 Jahre zu um-

zug zu einer politischen Staatengemeinschaft wurde. Die ursprüngliche Denkweise ist rein ökonomisch und in den letzten Jahren zunehmend wirtschaftsliberal dominiert. Bestimmend ist der Glaube, der freie Markt regle alles besser, je weniger anderwärtige Regeln ihm auferlegt werden. Nun haben wir allerdings in den letzten Jahren lernen müssen, dass der Markt nicht einmal sich selbst sinnvoll regelt, und schon gar nicht Dinge wie das Erbringen geistiger Leistungen in deren Qualität, Unabhängigkeit, Nachhaltigkeit und soziale und kulturelle Verantwortung, um nur einige relevante Eigenschaften zu nennen.

Im Rahmen der EU-Verfassung, so ist unsere Erfahrung der letzten Jahre, insbesondere auch im Zusammenhang mit der Entstehung der Dienstleistungs- und der Vergaberichtlinie ist allerdings das Parlament unser bester Bündnispartner. Hier fanden unsere Forderungen nach Qualitätsorientierung, Berücksichtigung und die Förderung von Kleinbetrieben (KMU) sowie nachhaltigem Handeln am meisten Unterstützung. Bei der Kommission war das schon weniger der Fall, am wenigsten im Rat. Einige gute Änderungsvorschläge wurden im Rahmen des abschließenden Trilogverfahrens vom letztgenannten wieder eliminiert.

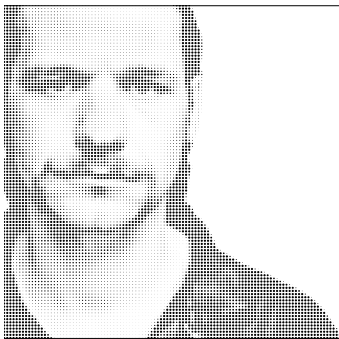
Daher meine Folgerung, mein Wunsch, meine Forderung: Gehen Sie wählen, eine hohe Wahlbeteiligung stärkt das Parlament als Institution, und berücksichtigen Sie bei

ihrer Wahlentscheidung die Antworten der Kandidaten, die Anliegen unserer Berufe betreffen.

Und ein zweiter Punkt: Auch in unserem Kammerbereich gibt es Wahlen. In der nun endenden Periode wurde durch die Überführung der WE ein Meilenstein auf den, besser aus dem Weg gebracht. Univ.-Prof. Lechner hat neue Informationen bezüglich Leistungsbilder und Vergütungsmodelle (LM-VM) fertiggestellt, auf deren Basis wir Verhandlungen mit öffentlichen Auftraggebern führen werden. Zudem ist es der BAIK gelungen, das leidige Normenthema zu einem öffentlichen Diskurs zu bringen und im Regierungsprogramm eine Reform des Normengesetzes zu verankern.

Möglich waren diese Schritte durch klares, gut abgestimmtes und dann einheitliches Auftreten der Bundeskammer. Machen Sie aus der Bringschuld der Mitbestimmung in ihrer einfachsten Form, durch Teilnahme an der Wahl, eine Bringschuld der dann Gewählten, und unterstützen Sie all jene Kräfte, denen an einer gemeinsamen und homogenen Zusammenarbeit in der Berufsvertretung gelegen ist. Georg Pendl (Präsident der Bundeskammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten) ■

Wieso, weshalb, warum



Martin Puntigam

Kabarettist, Autor und MC der Science Busters

Was würden Sie antworten auf die Frage:

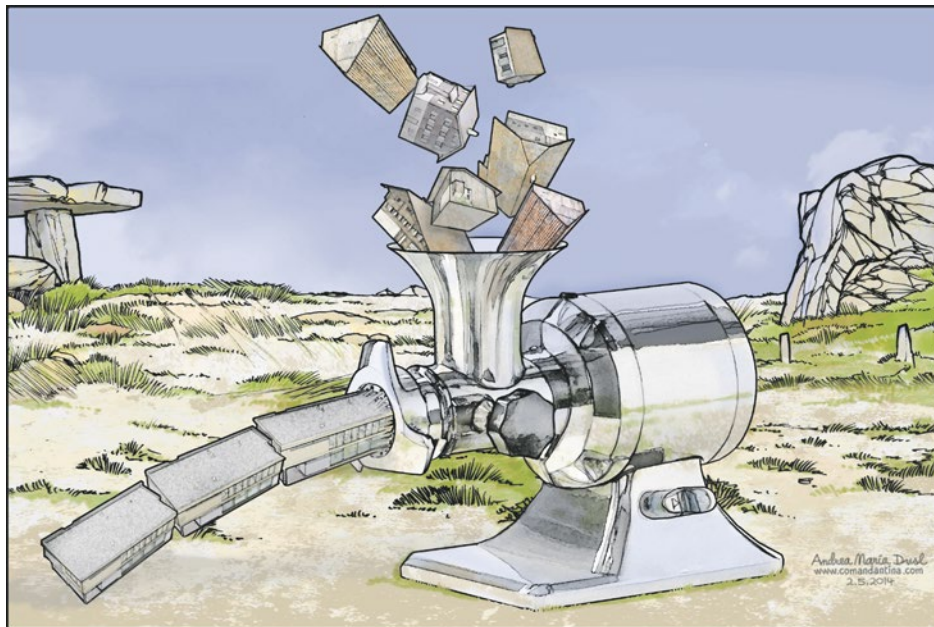
„Warum fällt ein Apfel vom Baum?“

- a) Wegen der Schwerkraft
- b) Weil er es kann.
- c) Ist halt so.

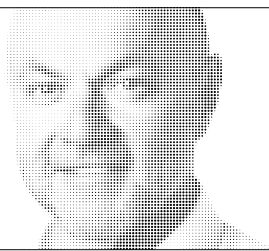
Gratuliere, Sie dürfen sich was aus der Naschlade nehmen, alle Antworten sind richtig. Sie führen aber leider nicht weiter. Galileo Galilei hat das erkannt und reagiert. Gott sei Dank, möchte man fast sagen. Diesen Februar wäre er übrigens 450 Jahre alt geworden, wenn er es noch erlebt hätte. Natürlich nicht Gott, dessen Lebensalter ist umstritten – die Schätzungen reichen von null bis unendlich –, sondern Galilei wäre der extrem rüstige Jubilar. Er hat es aber natürlich nicht erlebt. Das schaffen wir zwar auch heute in unserer modernen Welt noch nicht, aber wir sind 450 Jahren Lebenszeit wesentlich näher als es Galileo Galilei war, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil diese moderne Zeit mit ihm begonnen hat, wenn man so will. Galilei gilt als der erste Physiker, u. a. weil

er das Experiment eingeführt hat. Wie hat er das gemacht? Keine schlechte Frage, denn mit der Wie-Frage begann der Erfolg der Naturwissenschaften. Warum ein Apfel vom Baum fällt, lässt sich aus naturwissenschaftlicher Sicht nicht sinnvoll beantworten, aber wenn man beschreiben, messen und berechnen kann, wie ein Apfel vom Baum fällt, zu welchem Zeitpunkt er sich wo befinden wird, dann kann man gut damit arbeiten. Wenn man versucht, über eine Hintertür die Warum-Frage doch noch einzuschmuggeln, indem man fragt: „Dann halt nicht warum fällt ein Apfel vom Baum, sondern wieso?“, ändert das gar nichts. Naturgesetze gelten. Punkt. Das wissen wir. Es ist so, entweder Sie akzeptieren es oder nicht, den Naturgesetzen ist das egal. Sie gelten. Warum sie gelten, und zwar im gesamten Universum, weiß kein Mensch. Wenn wer trotzdem behauptet, er wisse es, können Sie getrost davon ausgehen, dass er Ihnen auch das Lebensalter Gottes nennen kann. Wenn Sie Glück haben, vielleicht sogar auf den Tag genau. •

Dusls Schwerpunkt



Fundamentalisten und andere Kammerfunktionäre



Rudolf Kolbe
Vizepräsident der Bundeskammer der Architekten
und Ingenieurkonsulenten

Die Werte, die das Fundament des Berufstandes der Ziviltechniker bilden, sind vielfältig. Die Qualität der Dienstleistung zum Beispiel oder die Unabhängigkeit, die die beste Beratung des Auftraggebers garantiert. Auch der Wettbewerb mittels der besten und nicht der billigsten Leistung ist dieser Aufzählung hinzuzufügen. Und diese Werte werden täglich

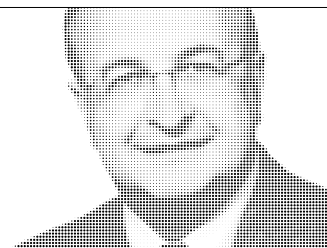
infrage gestellt, werden täglich von allen möglichen Seiten und Institutionen bedrängt. Regulierung schmälert das Wachstum – sagt uns die Europäische Kommission. Wettbewerbe sind zu aufwendig – hört man in vielen Gemeinden. Wozu braucht man unabhängige Planer, wenn doch der Generalübernehmer das Bauprojekt so einfach abwickelt – ist die Botschaft aus verschiedensten Institutionen. Und ebenso täglich versuchen die gewählten Funktionäre dieses Berufsstandes diesem Druck entgegenzuwirken und diese Werte zu verteidigen. Wobei durchaus unterschiedliche Anschauungen über die Methoden dieses Lobbying existieren. Die Pragmatiker sind zu Kompromissen bereit, die für die Fundamentalisten schon ein unakzeptables Nachgeben bedeuten. Die Föderalisten haben andere Prioritäten als die Zentralisten. Architekten, Bauingenieure, Geometer, Maschinenbauer – jede

Fachrichtung sucht Lösungen auf unterschiedliche Weise. Wenn Sie nun eine Wertung der Methoden und Anschauungen erwarten, muss ich Sie enttäuschen. Für eine erfolgreiche Arbeit für die Ziviltechniker brauchen wir auch in Zukunft eine gesunde Mischung von allem, und ich hoffe, dass auch in Zukunft unsere Vertretung so zusammengesetzt sein wird – sozusagen ein Kammertag bestehend aus Realos und Fundis. ■

Die EU und wir

Dem geneigten Bürger wird in diesen Tagen der Spitzenkandidat der jeweiligen Parteien bekannt gemacht. Der EU-Wahlkampf hat begonnen. Wen interessiert das aber wirklich? Unsere Bundeskammer schon. Wir haben an die jeweiligen Spitzenkandidaten der Parteien Fragen gestellt, die die Zukunft der Ziviltechniker betreffen, und das sind sehr ernste Fragen. Was interessiert aber die ÖsterreicherInnen die EU-Wahl und die EU überhaupt? Man kennt ja nur die Reglementierungen über die Bananenmaße. Immer ist „die EU“ schuld, und das wird sehr oft auch in der heimischen Tagespolitik so transportiert. Faktum ist, dass die wesentlichen gesellschaftlichen und politischen Bestimmungen in Brüssel gemacht werden, und das nicht durch irgendwelche anonymen Aktivis-

ten, sondern unter Mitwirkung unserer Abgeordneten. Dort fahren unsere Politiker und Spitzenbeamten hin und zeigen auf oder nicht. Faktum ist weiters, dass eine dort beschlossene Richtlinie binnen 24 Monaten in nationales Recht umgesetzt werden muss – das ist oftmals nur noch Formsache. Wer das einmal erlebt hat, dem wird schnell klar, dass die Rolle unserer EU-Abgeordneten eine viel wichtigere ist, als wir glauben wollen. Mitunter gewinnt man den Eindruck, dass nicht die erste Garnitur von Politikern nach Brüssel geschickt wird. Noch schlimmer ist der Eindruck, dass manche unserer EU-Abgeordneten den Bezug zu ihrem Herkunftsland verloren haben. In den Medien sind sie jedenfalls kaum existent. In der Politik kommen sie nur im Wahlkampf vor.



Klaus Thürriedl
Vorsitzender der Bundessektion der Ingenieurkonsulenten

Wie die Kommunikation unserer EU-Abgeordneten mit der heimischen Politik funktioniert, bleibt uns verborgen. Einen vorausschauenden und damit lenkenden Einfluss auf das, was von Brüssel kommt, vermisste ich in der österreichischen Tagespolitik – zumindest bei jenen Richtlinien, bei denen unser Standesvertreter intensiv mitwirkt. ■

Regierung entsorgt die Wohnbauoffensive



Christian Aulinger
Vorsitzender der Bundessektion der Architekten

„Leistbares Wohnen“ war im letzten Nationalratswahlkampf ein großes Thema. SPÖ und ÖVP beschlossen einen „einmaligen Zweckzuschuss“ des Bundes an die Länder in Höhe von 276 Millionen. Im Zuge der Budgetbegleitgesetze wird dieser Zuschuss jetzt auf 180 Millionen Euro

verringert, aufgeteilt auf die Jahre 2015 bis 2018. Eine fatale Entscheidung: Die Kürzung dient alleine dem Stopfen von Budgetlöchern. Sachlich ist die Kürzung durch nichts zu rechtfertigen: Eine Wohnbauoffensive ist unabdingbar angesichts der wachsenden Städte und der hohen Wohnkosten. Investitionen im Wohnbau fließen in der Regel in arbeitsintensive Kleinprojekte und haben eine besonders hohe Beschäftigungswirkung. Auch diese konjunkturpolitischen Folgen der Kürzung nimmt die Regierung offenbar in Kauf. Fatal ist auch das politische Signal: Was vor der Wahl versprochen wird, hat wenige Wochen nach der Wahl keine Gültigkeit mehr.

Statt einer Kürzung wäre vielmehr ein Ausbau der geplanten Maßnahmen nötig gewesen:

Wir haben bereits vor der Nationalratswahl eine Aufstockung des Konjunkturpaketes der Bundesregierung um eine Pflichtschulbau-Offensive gefordert. Größter Schulerhalter mit knapp 5000 Schulen sind die österreichischen Gemeinden. Die Gemeinden sind notorisch unterfinanziert und können die neuen Herausforderungen, wie z. B. erhöhter Sanierungsbedarf mit den vorhandenen Mitteln, nicht mehr bewältigen. Ein für Zwecke des Bildungsbaus zweckgewidmeter Zuschuss an die Gemeinden wäre mehr als überfällig. Investitionen in Wohnbau und Bildung sind Investitionen in die Zukunft. Wenn hier gespart wird, verstehen das weder die Bevölkerung noch wir als Interessenvertretung der ZiviltechnikerInnen. ■

Die Deregulierung des Berufszugangs

Die EU-Kommission empfiehlt den EU-Staaten, die Zulassungsbeschränkungen für bestimmte Berufe zu regulieren, u. a. für Architekten und Bauingenieure. Diese Maßnahme soll den Fachkräftemangel beheben, das Wirtschaftswachstum ankurbeln und mehr Jobs schaffen. Aber die Empfehlung der Kommission stößt auch auf Kritik von Kammern und Verbänden.

Spätestens seit Adam Smith und David Ricardo, den beiden großen liberalen Vordenkern der modernen Ökonomie, ist klar: Mehr Freihandel und größere Märkte bringen Wachstum, und damit Wohlstand für alle beteiligten Länder – meistens zumindest. Wirtschaftlich gesehen ist das auch der Grundgedanke eines einigen Europas, ein einheitlicher Markt, in dem der freie Verkehr von Waren, Dienstleistungen und Kapital gewährleistet ist und innerhalb dessen die Bürger sich ungehindert niederlassen und arbeiten können. Ziel des sogenannten Binnenmarktes ist die größtmögliche Homogenität. Daher arbeitet die Europäische Union immer weiter an der Vereinfachung von Regeln, etwa die unterschiedlichen Zugangsbeschränkungen für bestimmte Berufe, die nach wie vor bestehen.

In Europa sind rund 740 Berufe reglementiert. Das Aufgabenfeld eines Ingenieurs oder Architekten ist in Deutschland und Österreich häufig umfangreicher als in anderen europäischen Ländern. Um in ihrem Beruf zu arbeiten, müssen sie eine vier- bis fünfjährige akademische Ausbildung vorweisen, langjährige Praxiserfahrung mitbringen und Mitglied der Architektenkammer sein. Da die Regelungen innerhalb Europas jedoch verschieden sind, hindert das viele, so die EU-Kommission, länderübergreifend ihre Dienstleistungen anzubieten. Sie schlägt daher vor, dass die EU-Staaten für einige Berufe die Zugangsbeschränkungen abbauen. Dementsprechend sollen im Rahmen der Transparenzinitiative die Zugangsbeschränkungen einiger erster Berufe – darunter die des Architekten und des Bauingenieurs – auf Zulässigkeit und Notwendigkeit hinsichtlich überprüft werden. Die Debatte ist einfach.

Jedoch gilt es auch, zu untersuchen, inwiefern bestimmte Regelungen und Beschränkungen ihre Berechtigung haben. Ist beispielsweise die Produktion eines Autoreifenherstellers auf die komplexe Dienstleistung eines Ingenieurs übertragbar? Geht der freie Wettbewerb – jenseits der Theorie – nicht immer auch mit der Gefahr der Qualitätsminderung einher? Und folglich: Ist das Risiko der Qualitätsminderung auch bei Leistungen wie jenen eines Architekten oder Ingenieurs verantwortlich?

Nur einige Punkte: Dienstleistungen wie die eines Architekten oder Ingenieurs sind hochkomplex. Dabei haben sie eine große

Verantwortung, etwa wenn es um Sicherheitsfragen geht. Eine Brücke muss sicher sein. Ein Hochhaus einem Beben standhalten können. Für eine Gesellschaft ist das überlebenswichtig.

Die Verantwortung geht jedoch weit über den Sicherheitsaspekt hinaus. Ingenieurleistungen werden nicht nur immer komplexer und erfordern aufgrund des schnellen Wandels von Technologien ein immer größeres Fachwissen. Ingenieure sollten auch große technologische Fortschritte erzielen bei möglichst geringem Ressourcenverbrauch. Nachhaltigkeit und Schonung der Umwelt gelten heute als selbstverständlich.

Hinzu kommt, dass Ingenieurleistungen immer geistige Planungsleistungen sind und die Grundlage eines jeden Projekts. Konkret muss der Ingenieur dafür sorgen, dass die Logistik stimmt und die Kosten während einer Bauphase sowie die laufenden Unterhaltungskosten nicht explodieren. Das erfordert ein hohes Fachniveau sowie Praxiserfahrung und spricht für einen geregelten Qualitätsstandard in der akademischen Ausbildung. Die Sorge in europäischen Ländern mit hohem Ausbildungslevel ist verständlich, dass durch eine Vereinheitlichung bestimmter Beschränkungen, Anforderungen drastisch herabgesenkt und damit die Qualität gemindert werden könnten.

Und ein weiterer Aspekt spricht für gezielte Regulierung und Beschränkung. Der Vorsprung an Fachwissen, den der Ingenieur dem Laien gegenüber hat, ist enorm. Für Kunden beispielsweise ist es unmöglich, den Inhalt von Angeboten auf Qualität hin zu vergleichen. Nur die Aufsicht der sich selbst regulierenden Berufskammern können sicherstellen, dass das Wissen von Ingenieuren im Interesse der Kunden verwendet wird. Dazu kommt, dass die Entscheidung für ein Angebot wegen zu wenig Transparenz von Kunden oftmals aufgrund des niedrigsten Preises getroffen wird. Preisdumping ist eine Begleiterscheinung des freien Wettbewerbs. Die Qualität bleibt dabei oftmals auf der Strecke, was nicht nur in schlechtem Design, in Kostenexplosionen und in schlechter Logistik endet, sondern im schlimmsten Fall auch zu unverantwortlichen Sicherheitsrisiken führt. Barbara Opitz ■

Das Schwerpunktthema dieser Ausgabe des KONstruktiv „Fundamentals“ wird von Bildern des belgischen Fotografen Bert Danckaert begleitet. Subtil beobachtete er in der Serie „Simple Present“ anonyme Architektur im urbanen Raum. Bewusst gesetzte Ausschnitte lenken in seinen Fotografien die Aufmerksamkeit auf alltägliche Details der Fassaden, die zu Protagonisten geometrischer Kompositionen erhoben werden. Ebendiese Entortung und Konzentration auf scheinbar banale Elemente offenbart deren grundlegenden Einfluss auf die Gebäude und den urbanen Raum. Gleichzeitig erhalten die abgebildeten Strukturen durch ihre Frontalität und Flächigkeit eine ornamentale Qualität und so hält „Simple Present“ für den Betrachter eine unerwartete Vielschichtigkeit bereit. Sebastian Jobst •



Die Serie „Simple Present“
erschien unter selbem
Titel bei Veenman
Publishers. Bert Danckaert
wird durch die Roberto
Polo Gallery vertreten.

Das „Fundamentale“ der Architektur |

Über die Untiefen der Grundlage

Wolfgang Pauser

beschäftigt sich als Kulturwissenschaftler, Autor und Berater mit Konsum, Produkten, Marken und Märkten. In den 90er-Jahren schrieb er Kolumnen über Konsumwelten für Die Zeit und unterrichtete Architekturtheorie am Institut für Wohnbau und Entwerfen an der TU Wien.

Sehnsucht nach Fundament erlebte ich erstmals als Kind in einem jahrhundertealten Bauernhof. Als eines der Bretter, aus denen im Erdgeschoß der Fußboden bestand, angehoben wurde, kam darunter nichts als welkes Laub zum Vorschein. Ich erschrak. Fühlte Verunsicherung, ein Fehlen, eine Art existenzieller Bodenlosigkeit. Und da war Sehnsucht nach festem Grund, grundlegender Festigkeit, nach so etwas wie einem sicheren Fundament. Rückblickend kann ich dieses Erleben nur als Effekt einer sinnbildlichen Dimension begreifen, die uns von realen Phänomenen her, wie etwa Boden, Grund oder auch Fundament, emotional anspricht. Weil wir anfällig für Metaphern sind.

Meine zweite Begegnung mit der Sehnsucht nach einem sicheren Fundament hatte ich als Student der Philosophie. Einer Wissenschaft, die sich dem Begründen des Unbegründbaren verschrieben hat. Und die sich mit ihren Abstraktionen vom sogenannten „Boden der Realität“ höher abhebt als jede andere Disziplin – abgesehen vielleicht von der „Fundamentaltheologie“.

Wo es um Gedankengebäude geht, greift man gern zu baulichen Metaphern. Und strebt nach Bodennahem und Basalem, nach Grundlegung, wenn nicht gar Letztbegründung.

Die baumetaphorische „Fundamentalontologie“ Heideggers konkurriert mit der pflanzenmeta-

phorischen „Wurzel des Grundes“ ums Unterirdische. Ins dunkle Erdreich purer Materialität wird gerne ausgelagert, was sonst von „geistiger“ Selbstbegründung zu leisten wäre. Die erkenntnistheoretische Fundamental-Frage, wie sich Begründungen begründen lassen, ist stets bedroht vom „unendlichen Regress“, also einer Kaskade weiterer Hinterfragungen, die ins Trudeln und Straucheln führt, bis hin zum Fall ins Bodenlose.

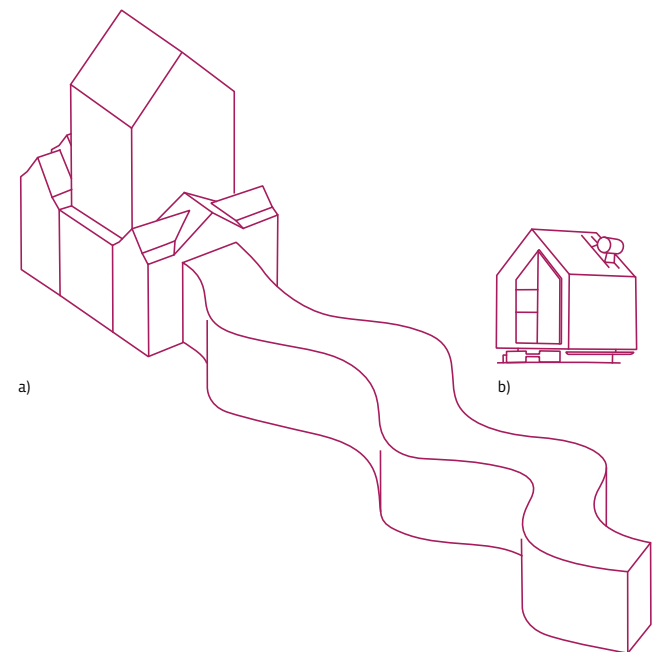
Recht bald entstand bei mir der Eindruck, dass metaphorische Begriffe wie Fundament und Grund gerade dort in höchster Konjunktur stehen, wo man sich auf besonders ungesichertem Terrain bewegt.

Das Fundamentale als Denkfigur
„Das Fundamentale“ ist ein Begriff, der sich durch eine geradezu überdehnte Spannweite

auszeichnet: Er spannt die luftigste Abstraktion mit Betonplatten zusammen, das Grundlose mit Grundmauern, den Gedankenflug mit armierten Piloten. Von diesem metaphorischen Zusammenhang profitieren Gedankengebäude durch den Anschein feststehender Begründung. Und Architekturen profitieren, wenn sie mit theoretisch anspruchsvollen Konzepten begründet sind, die zum Stand der Reflexion über Architektur einen gewichtigen, um nicht zu sagen „fundamentalen“ Beitrag leisten. Dies wechselseitige Profitieren ließe sich als Rotation um

eine Achse beschreiben. Eine Bewegung mit verlässlicher Schwungkraft. Wenn Rem Koolhaas über die heurige Architekturbiennale Venedigs den Titel „Fundamentals“ schreibt, stiftet er an zu einer Suche nach dem, was zu jeder Zeit, an jedem Ort und für alles Bauen gilt. Wohl wissend, dass jede ernsthaft betriebene Vergewisserung über das Fundamentale, Basale, Elementare, Allgemein- und Letztgültige zu Erosionen solcher Gewissheiten führt. Schöner als Erosion klingt, wenn wir das Diskurs oder auch Dekonstruktion nennen.

Offen bleibt, was alles gemeint sein könnte mit dem Fundamentalen der Architektur. Wir dürfen raten und selber Antworten suchen. Damit tun wir genau das, wozu uns der Kurator provozieren wollte.



Die Grundfeste freilegen, um sie zu erschüttern. Dabei dürfen wir uns zwischen dem Realen und Abstrakten frei bewegen und sie neu zusammenschnüren. Das ist es, was die polare metaphorische Aufspannung des Begriffs „Fundamentals“ an Denkraum eröffnet.

Kandidaten für Antworten, denen wir dort begegnen, könnten sein: Die Funktion ist das Fundament der Architektur. Oder: Baustoffe, Konstruktionen, Techniken, Kulturen, Ideologien, menschliche Bedürfnisse, die Gesellschaft, die Natur, Profit, Vision, Raum, Form ...

Folgt man der Spur des Worts historisch, führt diese nicht zum Grund im Sinne eines Vorausgesetzten, sondern zum Gründen und dem, was aus der menschlichen Tat des Grundlegens entstanden ist: dem gebauten Fundament.

Bei „Fundamentals“ handelt es sich stets um menschengemachte Festlegungen, um nicht zu sagen Konventionalisierungen.

Das Gegenteil von dem also, worauf die Sehnsucht nach dem Fundamentalen zielt!

Auch wenn es enttäuschend klingt: Nichts hat einen Grund. Alles ist gegründet. Was Elemente sind, kann ich nur sagen, wenn ich das System nenne, dessen Elemente sie sind. Das Archaische ist eine Rückprojektion – schließlich war am Anfang niemand dabei, der davon hätte berichten können. Auch Ursprung gibt es keinen. Zumindest keinen ohne Gedankensprung.

Das Fundamentale als Stil

Fragwürdig in philosophischer Perspektive, sind die genannten kulturellen Konstrukte jedoch durchaus leistungsfähig, wo es um Inspiration zu neuen gedanklichen und gestalterischen Zugängen zur Architektur geht. So lässt sich eine Reihe von markanten Bauten aus den letzten Jahren nennen,

Ohne Zweifel prägt das Anwachsen von Komplexität über alle Grenzen des Verarbeitbaren hinaus unsere Lebenswelt in beinahe allen Bereichen. Könnte dieses Lebensgefühl unserer Zeit der Hintergrund sein, vor dem die neue Suche nach dem sinnhaft Einfachen Sinn macht?

Hat die aktuelle Formensprache des Fundamentalen die gesellschaftliche Funktion eines Versprechens von Vertrautheit, das uns von Überforderungen durch Komplexität entlastet oder sogar diese symbolisch kompensiert?

Auch die Beschleunigung der Veränderungen in Technik, Ökonomie, Kommunikation, Politik und Kultur verbreitet durchgängig eine gesellschaftliche Atmosphäre der Verunsicherung, die durchaus nahelegt, sich „fundamentalen“



die ihre Gestalt von Formen ableiten, die man durchaus als „fundamental“ im Sinne von einfach, elementar, archetypisch und altbekannt bezeichnen könnte. Wie etwa das Giebeldach. Kein Kleinkind, das ein Haus zeichnet, kann aufs Giebeldach verzichten. In der Architektur der Gegenwart kehrt dieses freilich nicht in gewohnter Funktion und Konstruktion, sondern als formales Zitat wieder. An ungewohnter Stelle und in neuem Kontext. Das Landesarchiv in Duisburg^{a)} etwa gestalten Ortner und Ortner als fensterlosen Turm, der aus dem Zentrum eines alten Speichers wächst und in der Höhe die Kontur eines Giebeldachs zeigt. Zeigt im demonstrativen Sinne eines gesetzten Zeichens, eines „Landmark“. Ebenso bedienen sich Herzog & de Meuron^{d)} wiederholt des guten alten Giebeldachs, wenn auch auf gute neue Weise. Auch sie emanzipieren die Form von der Größe des Bauwerks und übertragen die aus der Welt des Kleinteiligen dem Giebel zugewachsene Vertrautheit in andere Formate und Formationen. Dabei entstehen Sinn-Bilder eines gewohnten Wohnens als Elemente ungewohnter, weil innovativer Architekturen.

Fragen zuzuwenden: Was trägt? Was hat Bestand? Worauf können wir noch unsere Zukunft bauen? Wo Unvertrautheit das Weltverhältnis bestimmt, wächst der Wunsch nach Vertrautem. Und da Vertrauen auf nichts anderem als der Dauer von Geltung basiert, kann die Architektur mit dem Rückgriff auf Sehgewohnheiten und langfristig konstante Formen dem aktuellen Begehren antworten.

Auch Renzo Piano^{b)}, bekannt fürs Großformatige, reanimiert das Giebeldach, wenngleich nicht durch dessen Vergrößerung, sondern auf der Suche nach dem Kleinsten und Autarken. Fundamental ist dies im Sinne des Elementaren: Die einsame Hütte symbolisiert ein Dasein außerhalb der Gesellschaft, isoliert in der Landschaft, als Minimalform eines Überlebens, das den Zusammenbruch der Institutionen, oder zumindest des Vertrauens in diese, durchstehen könnte.

Das Fundamentale als das Durchstehende übersetzt auch Takanobu Kishimoto^{e)} in die Form der Giebeldach-Hütten, montiert diese jedoch als Elemente

eines Kreises zu einem Haus, das zugleich in sich wie die Minimalvariante eines Dorfes wirkt und dabei wehrhaft wie eine Wagenburg dem Äußeren trotzt.

Gemeinsam ist diesen Zitationen des Giebel-dach-Hauses, dass sie nicht nostalgisch oder historisch auftreten. Auch die postmoderne Manier des Zitierens um des Zitierens willen ist ihnen fremd. Um Retrocharme zu versprühen, fehlt ihnen die Ironie. Jedoch gelingt es ihnen, die Form von ihrer gewohnten Verwendung zu lösen. Zitiert wird nur die Form als eine Verdichtung des kulturellen Gedächtnisses. Die Form um der Form willen. Dabei wird diese frei für neuen Einsatz. Und in ihrer Kombinatorik auch für neue Formationen.

Moderne als Fundament und Fundus

Damit eine Form als fundamental empfunden werden kann, muss sie nicht schon Jahrhunderte in Geltung stehen. Längst ist die Klassische Moderne selbst so sehr zum Klassiker geworden, dass man sie um der Form willen zitieren kann, um damit affektive Bindungen ans Altvertraute zu mobilisieren. Auch ist der Abstand groß genug, um Formen des Modernismus nicht als naives Beim-Alten-Bleiben, sondern als Zitate lesbar zu machen. Der im viel diskutierten Wettbewerb um den Wiener Eislaufverein siegreiche Entwurf von Isay Weinfeld setzt sich vom alten Hotel Intercontinental ab, indem er das Bild, das wir von seiner glorreichen Epoche haben, verdichtet und forciert. Auch wenn dies weder nostalgisch noch retro ist, trifft doch zu, was Charles Jencks 1986 als Charakteristikum des Postmodernen formulierte: „parody without laughter“ – eine Parodie ohne Gelächter. Ins Heute übersetzt, könnte man diese Art Fundamental-Stil als spaßfreies Retro bezeichnen. Das passt in eine Welt, in der zu leben sich wieder ernster anfühlt. Oftmals allzu ernst.

Das wohlige Gefühl, wir befänden uns nach dem „Ende der Geschichte“, ist zu Ende.

Mit dem Neueintritt in die Geschichte werden wir uns dem Geschichtlichen auf neue Weise zu – als Archiv, in dem wir alte Formen finden, die wir als Bausteine gebrauchen können für ästhetische Fundamente, während uns die gesellschaftlichen gerade wegbrechen.

Weinfelds Entwurf für den Eislaufverein ist fundamental sowohl im Sinne der formalen Einfachheit als auch im Sinne des Archetypischen. Gabe es so etwas wie die Urform des modernen Hochhauses, die platonische Hochhaus-Idee, das Hochhaus an-und-für-sich: in diesem gerasterten Quader könnten wir solches erblicken. Das Ideal des Einfachen hat in der Moderne freilich eine lange und facettenreiche Geschichte. Bei Adolf Loos ist es das vom überflüssigen Ballast komplexer Ornamentik Befreite. Am frühen Bauhaus leitete man die Forderung nach Einfachheit aus esoterischen Traditionen ab, die bis Pythagoras zurückreichen. Die funktionalistische Interpretation des Einfachen, für die das Bauhaus berühmt wurde, setzte

sich erst später durch. Mal ging es um die Einfachheit des Entwerfens, mal des Herstellens, mal um die Einfachheit funktionierender Benutzung. Dass diese drei Einfachheiten nicht deckungsgleich sind, wurde zur Komplikation, die sich nur formal überspielen ließ – durch Design, das vom Funkzionieren und von der Einfachheit erzählte, indem es eine kanonisierte Formsprache dafür ausbildete.

„Weniger geht nicht“ und „fast unsichtbares Bauen“, lauteten die Überschriften der Rezensionen über das New Yorker New Museum of Contemporary Art, gestaltet von SANAA⁹⁾. Reduktion und Minimalismus sind seit jeher Tendenzen der Moderne, aus denen ein Repertoire an einfachen Formen hervorging, das heute zum festen Bestand einer aufs Fundamentale zielenden Architektur gehört. Wie ein Stapel von Containern oder Kisten sieht das Museum aus. Der „White Cube“, als Wesen des Museums, wird mit „White Boxes“ auch im Äußeren sichtbar gemacht. Gerade weil „Kiste“ als eines der beliebtesten Schimpfworte gegen moderne Architektur in Umlauf war und ist, hat die „Box“ gute Chancen, als Projektionsform einer neuen Sehnsucht nach dem Fundamental eine Art Wiederauferstehung zu erleben. Der mit dem Pritzker-Preis ausgezeichnete Bau beweist, dass auch mit dem denkbar Einfachsten in einer Weise umgegangen werden kann, die nichts an Komplexität und Subtilität vermissen lässt.

Neben der Offenlegung der Geometrie als Entwurfsprinzip war die Offenlegung der Konstruktion ein zweites fundamentales Element der Moderne. Dieses Elementare kehrt Souto Moura in seinem in der portugiesischen Stadt Braga gebauten Stadion nach außen und hat dafür ebenfalls den Pritzker-Preis erhalten. „Keine unnötigen Elemente mit ins Spiel zu bringen“, lautet sein Credo. Konsequenter verzichtet er auf die Schließung zum Rundbau und beschränkt sich auf zwei seitlich offene Tribünen.

Die Konstruktion wird so demonstrativ sichtbar gemacht, dass der Eindruck entstehen kann, man habe die Außenmauer zu errichten vergessen. Die Geste der Freilegung des Kerns ist hier jedoch dramatischer inszeniert, als es aus dem Geist eines frühmodernen Funktionalismus heraus möglich gewesen wäre.

Es ist die Form, die hier besticht. Eine Form, die das Fundamentale der Architektur in der Konstruktion sucht und in deren Ästhetik findet.

Form als Fundament

Ideengeschichtlich lassen sich die Versuche, in der rhetorischen Figur des Begründens den letzten Grund auszulagern, an einer vertikalen Achse festmachen: oben oder unten. Gott und Götter, Geist und Kosmos dienen der Ableitung von oben, während Wurzeln und Fundamente den Aufbau einer schlüssigen Weltbeschreibung nicht nur abstützen sollen, sondern die lästige Begründungsfrage auch gleich aus dem Blick bringen, am besten unter die Erde. Die Tradition des metaphysischen Dualismus von Geist und Materie legt uns bis heute



Bert Danckaert
Simple Present #199
(Cape Town), 2008
Courtesy Roberto Polo
Gallery, Brüssel

nahe, deren Spannungsverhältnis entweder nach oben oder nach unten, entweder zugunsten des abstrakten Konstrukts oder der physischen Empirie auflösen zu wollen.

Aus dieser Perspektive betrachtet stünde die neue Freiform-Architektur des Computer-Aided-Design und Parametrischen Entwerfens im schärfsten Gegensatz zum Fundamentalen. Denn die freie Form will sich von nichts Äußerem ableiten, sondern (wenn auch nur idealtypisch) Kopfgeburt einer denkenden Maschine, einer sich selbst errechnenden Rechnung, eines rekursiv generativen Prozesses sein.

Schöpferische Algorithmen kommen ohne Gott und ohne Erdboden aus, sogar fast ohne Mensch. Und doch ist auch die Freiheit der Freiform beschränkt, durch die Form nämlich.

Nach dieser wird sie am Ende ästhetisch beurteilt werden. Deshalb sollte sie einfach und

lesbar sein. Um nicht zu sagen: fundamental.

Jürgen Mayer H. hat in Sevilla den „Metropol Parasol“, eine über dem Marktplatz weiträumig schwebende, vor Sonne schützende, Touristen

anziehende und den Ort markierende Holzkonstruktion errichtet, die eines fernen Tages wohl als Monument der Begeisterung unserer Epoche für die neuen Möglichkeiten des Digitalen in die Geschichte eingehen wird. Als Wolkendach, dreidimensionale Netzgeometrie und als organisch gewachsene Struktur wurde das Bauwerk beschrieben.

Obwohl dem Himmlischen näher verwandt als dem Unterirdischen, hat auch dieses Werk eine Gemeinsamkeit mit dem Fundamental: Die Form steht an erster Stelle, ist aufgerückt zum emanzipierten Souverän. Wird eine Form weder von irgend etwas abgeleitet noch aus etwas begründet, bleibt sie allein ihr eigener Grund und Maßstab. An diesem autonomen Punkt erweist sich auch die Form selber als Fundament der Architektur. Und als Schlüssel zum Verständnis des Fundamental. Die „reine“ Form zeigt, dass einen Grund nur hat, was gegründet wurde. ■

Plenum. Orte der Macht |

Christian Kühn im Gespräch mit Sebastian Jobst

Als Kommissär des österreichischen Beitrags zur Architekturbiennale 2014 in Venedig präsentiert Christian Kühn mit seinem Team circa 200 Modelle nationaler Parlamentsgebäude und geht unter dem Titel „Plenum. Orte der Macht“ der Frage nach, wo sich ebendiese heute finden und wie sie durch Architektur repräsentiert werden. Dieser Überblick öffnet aber auch Perspektiven auf die Diskrepanz zwischen globalen Problemstellungen und nationalen Orten der Macht sowie auf alternative Ansätze.

J: Der Titel „Fundamentals“, den Rem Koolhaas für den zentralen Pavillon als Leitthema gewählt hat, lässt interpretativ viel zu. Wie lesen Sie den Begriff in Bezug auf Architektur?

Kühn: Der Titel „Fundamentals“ ist so weit gefasst, dass er auch zu Chipperfields Ausstellung vor zwei Jahren gepasst hätte. Laut Koolhaas wird es diesmal um die Elemente der Architektur – Türen, Fenster, Dächer – als fundamentale Frage gehen. Der Subtext dazu ist, dass bei der Biennale endlich die Architektur und nicht die Architekten im Mittelpunkt stehen sollen. Mir gehen in Koolhaas' Liste Macht und Geld als Fundamente der Architektur ab; das war auch einer der Gründe, warum wir uns bei der Konzeption des österreichischen Beitrags auf das Thema der Orte beziehungsweise der Architekturen der Macht fokussiert haben.

J: Das Leitthema der Zentralausstellung steht in enger Verbindung mit dem zweiten Leitthema „absorbing modernity“, war doch einer dieser Homogenisierungsmechanismen regionaler Strömungen der Moderne die Serialisierung und Standardisierung ebenjener „Fundamentals“?

K: Bei unserer Beschäftigung mit Monumentalbauten der Demokratie haben wir erkannt, dass sich diese Tendenz bereits im 19. Jahrhundert findet. Der Klassizismus war bereits eine explizit internationale Formensprache und führte zu ebendieser Serialisierung im 19. Jahrhundert, die eben keine Erfindung des 20. Jahrhunderts ist. Das macht sie meiner Ansicht nach noch spannender, weil sie in den klassischen Stilen so geschickt versteckt ist. Denn offensichtlich gab es im Historismus eine genuine Lust am Imitat, an der Herstellung von scheinbar handgefertigten Elementen mit industriellen Herstellungsmethoden. Das geschah nicht aus rein ökonomischen Gründen.

J: Das Rekombinieren und Arrangieren von bekannten Stilmitteln im Klassizismus lässt bereits erahnen, in welche Richtung sich das Kulturschaffen weiterentwickelte.

K: Diese Schemata sind bis heute vorhanden. Das Schema des Neoklassizismus wird immer noch verwendet, um Anschlüsse zu gewissen

Traditionen, etwa zur Tradition der europäischen Demokratie oder Kultur, herzustellen. Das ist sicherlich auch eine Blockade für bessere Lösungen, weil das Klischeehafte in Hoffnung auf eine Verbindlichkeit der Sprache derartig stark im Vordergrund steht, dass oft der Mut fehlt, aus der Situation heraus zu arbeiten und spezifische Lösungen zu suchen.

J: Weil das Klischeehafte für ein breites Publikum leichter fassbar ist?

K: Das Klischee ist die dunkle Seite eines gut gemeinten Anliegens der Moderne: eine für alle Menschen gleichermaßen verständliche Welt herzustellen. Der internationale Stil hatte deshalb den Anspruch, von Ort und Geschichte abstrahieren zu



Bert Danckaert
Simple Present #337
(Havana), 2010
Courtesy Roberto Polo
Gallery, Brüssel



können. Dahinter steht eine Idee, die sich ja bereits beim Klassizismus zu Beginn des 19. Jahrhunderts findet: die Geschichte zu einem guten Ende zu bringen. Mit diesem Anliegen ist auch die Moderne fundamental gescheitert.

J: Im europäischen Kontext waren wir historisch bereits sehr früh mit homogenen Epochen oder Stilen konfrontiert. Die Frage ist wohl, wie wir damit auf globaler Ebene in einem postkolonialen Kontext umgehen. Kann hier noch von Nachahmung gesprochen werden oder sollte das mittlerweile auf gleicher Augenhöhe gedacht werden?

K: Hier sprechen wir von Prozessen, die viel Zeit brauchen. Exemplarisch ist für mich Japan, das einen unglaublich intensiven Dialog mit der abendländischen Kultur hinter sich hat und heute in der Architektur absolut auf Augenhöhe mit dem Westen agiert, aber aus seiner völlig anderen Tradition schöpft. Das widerspricht Koolhaas' These, dass die globalisierte Moderne die Welt mit einem Stan-

dardmodell überzieht. Ich bin sicher, dass Länder wie China eine ähnliche Entwicklung nehmen werden, auch wenn dort die Dynamik des Bauens die ersten Ansätze in diese Richtung noch verdeckt.

J: Bei vielen Parlamentsgebäuden außerhalb Europas, in Ländern, deren politische Systeme stark differieren, wäre wohl noch von der Verarbeitung der europäischen Tradition zu sprechen. In Bezug auf diese unterschiedlichen Situationen haben wir es oft mit symbolischen Setzungen zu tun. Wie auch im Vorfeld bereits von Ihnen erwähnt, sind Parlamentsgebäude in manchen Staaten eher Ornament. Welche Parameter ließen sich zu dieser Einschätzung heranziehen?

K: Im Katalog zur Ausstellung haben wir einige Kennwerte zusammengetragen wie den Human Development Index und den Demokratieindex oder den Anteil der weiblichen Abgeordneten. Moderne Demokratie in dem Sinn, wie sie in Europa Ende des 18. Jahrhunderts entwickelt wurde, ist



eindeutig ein Minderheitenprogramm. Umso erstaunlicher ist, dass die Bauformen, die Nationen wählen, um der Demokratie ein Haus zu bauen, sich fast ausschließlich an etablierten westlichen Mustern orientieren. Von den 196 Parlamenten, die wir zeigen, stammen nur knapp 30 aus der Zeit vor 1900, und trotzdem ist der Neoklassizismus bis in die Gegenwart der dominante Stil geblieben. Je weniger reale Macht dem Volk zugesprochen wird, desto bombastischer sieht dann oft das Parlament aus.

J: Spiegelt die architektonische Sprache den politischen Kontext wider?

K: Das ist schwierig. Auffällig ist, dass Länder mit völlig unterschiedlichen politischen Realitäten ähnliche Fassaden zeigen. Die Parlamente von Finnland und Nordkorea lassen sich beispielsweise auf den ersten Blick nicht unterscheiden, beide sind neoklassizistische Strukturen, wobei das nordkoreanische Parlament 1985 und das finnische 1931 fertiggestellt wurde. Dahinter stehen natürlich ganz andere Kontexte, und erst wenn man Architektur nicht als das fertige Objekt betrachtet, sondern als einen kontinuierlichen Prozess, kann man diese Phänomene überhaupt verarbeiten. Architektur ist immer beides: Objekt und Prozess, und erst das macht sie zu einem Medium, in dem eine Gesellschaft über sich nachdenken kann.

J: Das Prozesshafte des Symbols des Parlaments ließ sich in aktuellen politischen Umwälzungen und Konflikten, wie etwa auf der Krim oder zuvor im sogenannten arabischen Frühling, beobachten. Selbst in Ländern, in denen das Parlament wenig Macht hat, werden diese Orte zu Symbolen von Bewegungen. Wie erklärt sich Ihrer Meinung nach diese Ambivalenz?

K: Bei Bewegungen im öffentlichen Raum muss man differenzieren. Einerseits wird öffentlicher Raum besetzt, um das Parlament anders zu füllen. Da wollen Leute von der Straße aus den bestehenden Ort der Macht erobern. Andererseits hat beispielsweise die Occupy-Bewegung öffentlichen Raum besetzt, um fluidere Formen außerhalb dieser Orte der Macht als Alternative zu inszenieren und damit auch zu neuen Formen der demokratischen Vertretung zu gelangen. Im Rahmen der Ausstellung thematisieren wir das mit einer Installation im Hof des Pavillons. Dort inszenieren wir mit den Landschaftsarchitekten Auböck und Kárász eine Situation, als würde die umgebende Landschaft in die Monumentalarchitektur einbrechen. Eine Toninstallation von kollektiv/rauschen wird den Dialog zwischen dem Monumentalen und dem Fluiden akustisch weiterführen. Eine Ebene bilden dabei politische Reden, einer zweite Twitter-Meldungen und eine dritte Botschaften, die Besucher des Pavillons vor Ort beisteuern.

J: In einem der beiden Seitenflügel des Pavillons findet sich eine weitere Interpretation von räumlicher Machtrepräsentation. Hier werden zwei Projekte von Coop Himmelb(l)au, der Entwurf für das geplante Parlament in Tirana und das Gebäude des World Economic Forum in Dalian, einander gegenübergestellt. Lässt sich diese Gegenüberstellung als Verschiebung von Machträumen, weg vom Politischen, hin zum Ökonomischen interpretieren?

K: Das Gefühl einer Krise der parlamentarischen Repräsentation ist ja überall spürbar, und wenn ein System in eine Krise gerät, werden andere Systeme stärker. Beim World Economic Forum gibt es einen vielstimmigen Austausch zwischen der Sphäre der Politik und der Sphäre der Ökonomie, alles informell, aber mit enormer Wirkung. Das Gebäude, das in Dalian speziell für diesen Zweck errichtet wurde, transportiert diesen Gedanken perfekt. Wir zeigen dieses ausgeführte Projekt neben dem Parlament, das Coop Himmelb(l)au für Tirana/Albanien entworfen haben. Es ist formal durchaus ähnlich, und man kann das als Statement lesen, dass auch eine Demokratie alle aktuellen Mittel ausschöpfen darf, um sich einen ähnlich dramatischen Raum zu schaffen.

Leider sehe ich in der Ausschreibung zum Wettbewerb für das österreichische Parlament wenig Anreize, in diese Richtung nachzudenken. Da geht es vor allem um die Rückbindung an eine große Vergangenheit. Die Kernfrage wäre aber, ob ein Setting, das aus dem 19. Jahrhundert und aus den 1950er-Jahren stammt, noch geeignet ist, um Demokratie zu leben.

J: Gleichzeitig wirkt dieses strenge Festhalten an der Konstruktion der Nationalität aus dem 19. Jahrhundert besonders auf überregionaler Ebene heute anachronistisch. Selbst konfrontiert mit globalisierten Problemen wird die Konzentration auf nationalstaatliche Entscheidungen nicht infrage gestellt. War es eine bewusste Entscheidung, in der Ausstellung nur nationale Parlamente zu präsentieren?

K: Wir hatten die UNO sogar bereits modelliert, haben uns dann aber dagegen entschieden. Im Moment scheint ja der Nationalismus überall stärker zu werden. Da eignen sich nationale Parlamente als Symbole für Sicherheit, Stabilität und Dauerhaftigkeit. Der Nationalismus hat aber ein Problem: Er kann viele akute Probleme wie Massenarmut, Klimawandel oder Migration nicht lösen. Deshalb haben wir die nationalen Parlamente um 90 Grad gekippt und in dieser prekären Situation an die Wand gehängt, gewissermaßen suspendiert. Ob die UNO oder andere Modelle von supranationalen Institutionen und Verflechtungen die Lösung für die Zukunft sind oder die Verlagerung von Macht auf die regionale Ebene, überlassen wir der Fantasie der Besucher. ■

Fundamente |

Die unsichtbare Konstruktion

Dietmar Adam

Vorstand des Instituts für Geotechnik an der Technischen Universität Wien, Leiter des Forschungsbereichs Grundbau, Boden- und Felsmechanik, Ingenieurkonsulent für Bauingenieurwesen. 2008 Auszeichnung mit dem Staatspreis für Energieeffizienz

Kennen Sie ein Bauwerk auf dem Festland unseres Planeten, das nicht mit Grund und Boden in Verbindung steht? Nein? Keine Sorge, ich auch nicht! Selbst Baumhäuser sind durch die Wurzeln mit der Erde verbunden. Die Natur zeigt uns bereits – wie so oft – dass es nicht nur eine einzige Art zur Anbindung und Verankerung von Strukturen im Untergrund gibt: Flachwurzler, Tiefwurzler, Stelzwurzler, Stützwurzler etc., eine schier endlose Anzahl von Möglichkeiten, die nicht nur von der Pflanzenart selbst, sondern auch von deren Größe, Ausdehnung, Lage, Topografie und natürlich von der Beschaffenheit des Untergrundes und von dessen Wasserhaushalt abhängt.

Für von Menschenhand errichtete Gebäude ist es nicht anders, jedes Bauwerk steht mit Grund und Boden in Verbindung. Das ist keine neue Erkenntnis, oft aber viel zu selbstverständlich. Und überraschend zugleich, wie lange es in der Geschichte gedauert hat, bis Fundamente planbar und berechenbar geworden sind.

Es ist noch keine 100 Jahre her, dass von Ingenieuren belastbare Theorien und praktische Berechnungsmethoden für Gründungsmaßnahmen entwickelt worden sind.

Und doch bleibt bis heute eine große Unwägbarkeit: der Baugrund selbst; die Erkundung zumeist aus

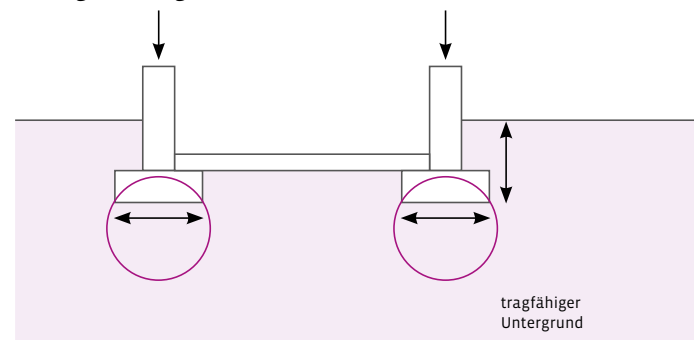
technischen und wirtschaftlichen Gründen nur nadelstichartig, die einer Interpretation unter Zuhilfenahme der Naturwissenschaft – der Geologie – bedarf. Es verbleibt ein mehr oder weniger großes Maß an Ungewissheit, das wir gerne unter dem Begriff „Baugrundrisiko“ subsumieren.

Doch werfen wir zunächst einen Blick in die Geschichte: Wohl war den Ingenieuren immer schon die Bedeutung der Gründung eines Bauwerks bewusst, besondere Aufmerksamkeit bekam das Fundament jedoch erst, als Konstruktionen entwickelt wurden, die empfindlich auf Setzungen und Setzungsdifferenzen reagierten: das Gewölbe und der Bogen, um große Spannweiten zu überbrücken – die Römer waren die ersten Meister dieser Kunst. Einstürzende Strukturen bereits während des Baus oder nach deren Fertigstellung schafften wohl das Bewusstsein, den Boden einer näheren Betrachtung zu unterziehen und Maßnahmen zur Gründung, über lange Zeit empirisch, vorzunehmen. Vom römischen Ingenieur Vitruv ist in diesem Zusammenhang die rund 2000 Jahre alte Anleitung für Pfahlgründungen überliefert: „Wenn man aber keinen festen Boden findet, sondern der Ort locker und sumpfig ist, dann muss der Platz ausgegraben und ausgehöhlt und mit angebrannten Pfählen von Erlen-, Oliven- oder Eichenholz befestigt und der Rost möglichst dicht eingerammt werden;

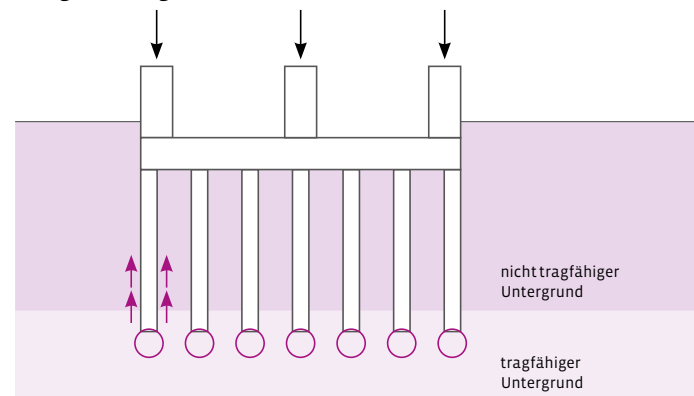
die Zwischenräume der Pfähle fülle man mit Kohle aus und führe dann den Grundbau aus möglichst starkem Mauerwerk auf.“ Das Grundprinzip mit all seinen Facetten ist gleich geblieben, andere moderne Baustoffe und weit entwickelte Bauverfahren erschließen heute jedoch ungeahnte Möglichkeiten.

Die Entwicklung der modernen Bodenmechanik in den Zwanziger- und Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts mit dessen bahnbrechenden Erkenntnissen zur mechanischen Beschreibung und Untersuchung des Bodens unter der unumstrittenen Vorreiterrolle des österreichischen Professors

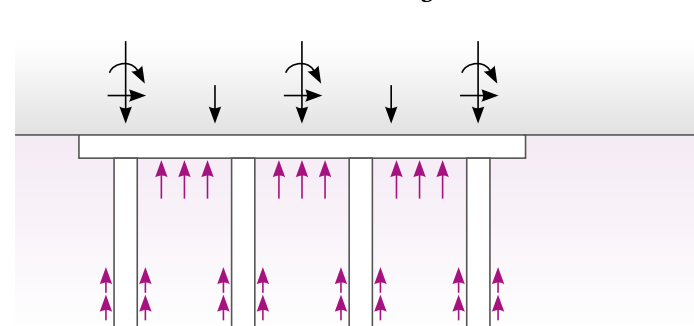
Flachgründung



Tiefgründung



Kombinierte Pfahl-Platten-Gründung (KPP)





Karl von Terzaghi, der an der damaligen Technischen Hochschule in Wien lehrte und forschte und 1928 in Wien das weltweit erste Institut für Grundbau und Bodenmechanik gründete, läutete eine neue Ära der wissenschaftlich fundierten Betrachtung von unzähligen geotechnischen Fragestellungen ein. Mittels mechanischer Grundbruchberechnungen ließ sich nun das Versagen von Gründungen beschreiben, mittels Konsolidationstheorie das zeitabhängige Setzungsverhalten von belasteten Böden, mittels mechanisch-hydraulischer Berechnungen die Wirkung von Wasser in Grund und Boden, um nur beispielhaft einige wenige aus einer Unzahl von Errungenschaften zu nennen.

Heute blicken wir auf eine kaum mehr überschaubare Zahl von Methoden und Verfahren zur Gründung. Diese auch nur annähernd in ihrer Gesamtheit aufzuzählen, würde diesen Beitrag bei Weitem sprengen. Von der klassischen Flachgründung (Einzel-, Streifenfundament) bzw. Flächengründung (Plattenfundament) in ausreichend tragfähigen Böden bis hin zur Tiefgründung (Pfähle, Schlitzwände etc.) zur Abtragung von hohen Lasten in größere Tiefen bzw. zur Überbrückung von wenig tragfähigen bzw. setzungsempfindlichen Bodenschichten bieten sich zusätzlich unzählige Methoden zur Bodenverbesserung an. Unter Hybridgründungen

sind Maßnahmen zu verstehen, bei denen der Baugrund gleichzeitig verbessert wird und (Tief-)Gründungselemente hergestellt werden. Kombinationsgründungen stellen eine Verquickung unterschiedlicher Gründungsmethoden dar. Beispielsweise wird bei einer Kombinierten Pfahl-Platten-Gründung (KPP) die Lastabtragung sowohl über Pfähle als auch über die darauf und gleichzeitig auf dem Boden liegende Bodenplatte abgetragen; unter Berücksichtigung der Verformungsverträglichkeit erfolgt die Verteilung der Lasten auf die einzelnen Gründungselemente. Kastengründungen bzw. Topfgründungen ermöglichen die Abtragung von sehr hohen Lasten und ausgedehnten Belastungsflächen bei sämtlichen Untergrundverhältnissen. Nicht zu vergessen sind Unterfangungen und Verstärkungen von Bestandsfundamenten. Den Belastungen und Dimensionen sind keine Grenzen gesetzt, Gründungstiefen von bis zu 100 m und in Einzelfällen auch deutlich darüber sind mit den üblichen modernen Verfahren keine Besonderheit mehr, stellen jedoch oft große Herausforderungen in der Ausführung dar.

Aktuelle spektakuläre Projekte mit ebenso beeindruckenden Gründungen dienen der Illustration und sollen an dieser Stelle exemplarisch für „best practices“ präsentiert werden:



Bert Danckaert
Simple Present #350
(Havana), 2010
Courtesy Roberto Polo
Gallery, Brüssel

Der erst kürzlich eröffnete DC Tower 1 in der Wiener Donau City mit einer Höhe von 220 m (plus 30 m Sendemast) ist auf bis zu 35 m tiefen Schlitzwandelementen (und Pfählen) gegründet, die unter Berücksichtigung der Tiefgeschoße bis rund 55 m unter die Oberfläche reichen. Die vertikale Abmessung des Gebäudes von der Spitze des Sendemasts bis zur Unterkante der Fundierung beträgt somit mehr als 300 m. Die lastverteilende hochbewehrte Stahlbetonbodenplatte weist eine Dicke von 4 m auf. Die Grundwasserhaltung in den komplexen Untergrundverhältnissen des sog. Wiener Tegels mit zahlreichen gespannten Grundwasser führenden Bodenhorizonten ist eine besondere Herausforderung gewesen. Gebäudesetzungen in der Größenordnung von 5 cm liegen im erwarteten Bereich.

Das neue Wahrzeichen der serbischen Hauptstadt Belgrad ist die kürzlich fertiggestellte asymmetrische Schrägkabelbrücke über die Save mit einer Gesamtlänge von 964 m unmittelbar vor der Mündung in die Donau. Der Pylon mit einer Höhe von 200 m ruht auf einem kreisförmigen Gründungskasten mit einem Durchmesser von 37 m, bestehend aus einer Kopfplatte mit einer Gesamtdicke von 8 m, einer umfassenden Schlitzwand sowie 113 Bohrpfählen bis in eine Tiefe von 40 m. Synergien wurden dahingehend genutzt, dass durch die ringförmige Anordnung der Schlitzwandelemente weder eine Aussteifung noch eine Verankerung für die Baugrubensicherung erforderlich war und diese zudem dicht ausgeführt wurde, sodass keine Grundwasserhaltung erforderlich war. Zuzufolge der Pylonlast von rund 600.000 kN (!) traten Setzungen in der Größenordnung von in etwa 4 cm auf.

Planmäßige Setzungen in ganz anderer Dimension traten beim neuen Stadion Klagenfurt auf, das für die EURO 2008 auf extrem setzungsempfindlichen Seetönen des verlandeten Teils des Wörthersees errichtet wurde. Da der tragfähige Boden bereichsweise erst in einer Tiefe von mehr als 80 m angetroffen wurde, entschied man sich, das Stadion schwimmend auf einem mittels Tiefenverdichtung verbesserten Bodenpaket zu gründen (Rüttelstopfverdichtung bis max. 15 m Tiefe). Zuzufolge der asymmetrischen Belastung der Bodenplatte für die Haupttribüne wurden neben Setzungen im Dezimeterbereich auch Differenzsetzungen von mehreren Zentimetern prognostiziert, die zuzufolge der Konsolidation und des Kriechens des Bodens auch bilderbuchartig mit der Zeit auftraten. Die auf diese Langzeitsetzungen statisch-konstruktiv ausgeklügelt ausgelegte Bauwerksstruktur aus Stahlbeton (unterer Rang) und Stahl (oberer Rang) erfüllt vorbildlich ihre Funktion.

Das Entwicklungspotenzial von Gründungen ist noch lange nicht ausgeschöpft.

Der Ruf nach Ressourceneinsparung und Effizienzsteigerung, aber auch Kosten- und Termindruck bei komplexen geotechnischen Fragestellungen verlangen innovative Lösungsansätze und Konzepte, die durch intelligente Verknüpfung und Vernetzung von Abläufen, Maßnahmen und

Systemen in Planung, Ausführung und Betrieb generiert werden. Energieeffizienz und die Nutzung regenerativer Energiequellen sind Schlagworte, die in aller Munde sind; auch an Fundamenten sind sie nicht spurlos vorübergegangen.

Energiepfähle, Energieschlitzwände, Energiebodenplatten etc. werden immer häufiger zur Erschließung der in Boden und Grundwasser vorhandenen Erdwärme herangezogen.

Damit werden erdberührte Bauteile, die statisch-konstruktiv sowieso erforderlich sind, kostengünstig im Sinne von Synergieeffekten als Energieabsorber genutzt, um Wärme zu Heizzwecken aus dem Untergrund zu entnehmen, zu Kühlzwecken in den Untergrund einzubringen oder für eine Kombination aus Heizung und Kühlung im Boden zu speichern – übrigens wie vieles in der Geotechnik eine österreichische „Erfindung“!

In Zukunft wird bedingt durch die Wiederverwertung von Liegenschaften das Augenmerk verstärkt auf den Rückbau von Fundamenten zu richten sein, die Betrachtung der Lebenszykluskosten enthält nicht nur Errichtung, Betrieb und Instandhaltung, sondern auch den Abbruch, der sich insbesondere bei Tiefgründungen schwierig gestalten kann. Bodenverbesserungsmaßnahmen werden aus diesem Gesichtspunkt von Vorteil sein.

Verantwortlich für die Auslegung von Fundamenten und all das, was dafür erforderlich ist – die Erkundung des Untergrundes, die Beschreibung und Charakterisierung des Bodens, die Konzeption, Planung und Dimensionierung von Gründungen sowie die Begleitung und Überwachung in der Ausführung, sind zumeist Bauingenieure mit Spezialisierung auf Geotechnik, wobei Geotechniker immer dasselbe Schicksal ereilt: Ihre Arbeit, die für die dauerhafte Existenz eines Bauwerks von fundamentaler und grundlegender Bedeutung ist, bleibt praktisch immer im Verborgenen, unsichtbar, im Untergrund.

Ohne festes Fundament, ohne sichere Gründung kann jedoch kein Gebäude, keine spektakuläre Architektur, kein ausgeklügeltes Ingenieurbauwerk umgesetzt werden, geschweige denn von dauerhaftem Bestand sein.

Wenn Sie zukünftig ein Gebäude betrachten, versuchen Sie sich vorzustellen, was „darunter“ ist, was es für die Wechselwirkung zwischen Bauwerk und Untergrund bedarf, damit Bauwerk und Boden unerschütterlich den Kräften und Verformungen trotzen. Lassen Sie Ihre Fantasie spielen und zollen Sie auch jenen (Ziviltechnikern bzw. Ingenieurkonsulenten) Respekt, die – zumeist verborgen – dafür verantwortlich sind ... ■



Bert Danckaert
Simple Present #299 (New
York), 2009
Courtesy Roberto Polo
Gallery, Brüssel



Die Zeichnung ist die Sprache der Architekten |

Bekenntnis zur Zeichnung

Gustav Peichl

war Schüler von Clemens Holzmeister und Mitarbeiter Roland Rainers. Die Planung der sechs ORF Landesstudios sowie einer Reihe prominenter Bauten im In- und Ausland führten ihn zu hoher Anerkennung und zahlreichen Auszeichnungen. Er lehrte an der Akademie der bildenden Künste Wien. Unter dem Pseudonym „Ironimus“ ist er für seine politischen Karikaturen bekannt.

Wenn man die Entwicklungsgeschichte der Architektur betrachtet, wird man feststellen, dass Zeichnen seit jeher von großem Einfluss auf revolutionierende Entwicklungen war. Im 16. Jahrhundert war das Zeichnen mit dem Erfinden gleichgesetzt, mit dem Hervorbringen einer Idee, ja, mit der Idee selbst, oder der Form der Dinge. Zusammen mit dem althergebrachten Begriff der Idee ordnet man der Zeichnung – dem Disegno – eine doppelte Rolle zu und unterscheidet zwischen Disegno interno und Disegno esterno. Die erstgenannte Bezeichnung ist der innere Entwurf (Idee), der der Entwurfslösung vorangeht und unabhängig von ihr ist. Disegno esterno ist die äußere, sichtbare Form der Vorstellung – die eigentliche künstlerische Darstellung des architektonischen Inhalts.

Zeichnung. Architekturzeichnungen sind sowohl als Entwurfs- als auch als Werkzeichnungen von einzelnen Bauteilen seit dem Mittelalter in großer Anzahl erhalten.

Im Mittelalter wurden Werkzeichnungen oft nicht auf Pergament, sondern auf den Fußboden des Bauwerkes, auf Mauerflächen oder im Holzgestühl des Daches eingeritzt. Während der Renaissance entwickelte Perspektivtechniken führten zu genauerer Anschaulichkeit der Architekturzeichnung.

So haben die Zeichnungen von Entwürfen für die Peterskirche in Rom, beispielsweise von Rosselliono, Bramante und Michelangelo, auch große Bedeutung für die historische Baugeschichte.

Die Skizze als das Zeichnen von Konturen ist als symbolische Abstraktion zu verstehen.

Leonardo da Vinci versicherte, dass es in der Natur Linien

nicht gäbe, dass der Begriff Linie auf intellektuellem Wege entstehe und ein erster Entwurf sei, der zunächst für sich allein nichts beschreibe und erst im Zusammenspiel mit individuellen Chiffren eines Meisters Gehalt und Aussage bekomme. Die Skizze ist die erste und einfachste Art des Zeichnens, die den Gebrauch der Linie in ihrer reinsten Form zeigt und meist dem Umrisszeichnen gleichgesetzt wird. In der Umrisszeichnung sind die verschiedenen Aspekte eines Objekts (einer Architektur) ohne Wirkung von Licht und Schatten auf ein vereinfachtes ideales Ergebnis beschränkt.

Skizzieren ist eine Art Nachdenken auf dem Papier. Die Sprache des Architekten ist also die Zeichnung.

Man kann die Architekturzeichnung als dokumentierte Struktur ansehen,

in der die Linie oder andere Chiffren nach dem Willen des Zeichners Zusammenhänge sichtbar machen.

Es gibt keine bestimmte Art und Weise, eine Zeichnung zu machen, es gibt nur das Zeichnen an sich. Paul Klee nannte das Zeichnen einen „denkerischen Vorgang“. Für Matisse bedeutete es eine Möglichkeit, feinste Schwingungen und Regungen der Seele zu beschreiben, sich von Strich zu Strich vorwärtszutasten, dem von der Linie ausgehenden Puls zu gehorchen und zu erfahren, wie sie eine Fläche teilt, einen Gegenstand umreißt oder die dritte Dimension andeutet. Diese Erfahrung gehört zu den elementarsten Erlebnissen eines Zeichnenden.

Die Zeichnung, sei es Skizze oder Plan, Konstruktion oder Konzept, Geste oder Reflektion, besitzt fast immer eine dienende Funktion. Selbst das fertiggestellte, ausgeführte Blatt Papier birgt die Möglichkeit weiterer Entwicklung. Die Architekturzeichnung ist eine für die Ausführung von Bauten bestimmte

Der Text „Die Zeichnung ist die Sprache des Architekten“ erschien erstmals in der gleichnamigen Publikation der Akademie der Künste Berlin, 2013, anlässlich der Eröffnung des Gustav-Peichl-Archivs.



In den Architekturzeichnungen des Barock und des Klassizismus wird die zunehmende Freude an der räumlich wirkenden und farbigen Darstellungsweise deutlich ablesbar.

Durch das Erzeichnen (die skizzenhafte Erarbeitung) von utopischen Projekten werden nicht nur ständig Gedanken und Philosophien festgehalten und überliefert: Von den schöpferischen Akten bekannter und unbekannter Meister gingen zu allen Zeiten Impulse und Anregungen aus. Was wäre zum Beispiel die russische Revolutionsarchitektur ohne die Projekte und Zeichnungen eines Mjelnikow, Tatlin oder Lamzow? Wo bliebe die Entwicklung der technisch-ästhetischen Architektur ohne die Zeichnungen Toni Garniers (Cité industrielle) oder Antonio St. Elias? Wie bedeutend die Zeichnungen und Projekte der klassischen Moderne Otto Wagners und der Architekten der Wagnerschule sind, beweisen die Rückgriffe der internationalen Architekturschulen von heute auf die Zeichenkultur und -techniken der Meister aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts.

Auf ein leeres Blatt Papier den ersten Strich zu setzen ist ein Abenteuer: Ich bin ein Abenteurer.

Skizzieren ist abenteuerliches Nachdenken auf dem Papier. Ich freue mich auf jede „erste Skizze“. Bei jedem Projekt habe ich viele „erste Skizzen“.

Die Skizze nimmt mir nicht die Freiheit, später, im Entwurfsprozess, zu ändern oder auch einen ganz anderen Weg einzuschlagen. Für mich findet ein Entwurfsprozess oder was ich dafür halte zunächst im Kopf statt. Ich stelle mir viele formale Möglichkeiten einer Gestaltgebung und Funktionserfüllung bildlich vor und versuche diese Vorstellung kurz gefasst und einfach zu Papier zu bringen (aufgezeichnete Chiffren). Viele Skizzen werden weggeworfen, Überlegungen anderweitig zusammengefügt und nach einem gewissen Zeitabstand anhand neuerlicher Skizzen überprüft. Die Skizze ist für mich Animation. Bei jedem Projekt habe ich zumindest zweimal Lustgefühl: das erste Mal bei der ersten Skizze, das zweite Mal bei der Fertigstellung des Baus. Ich skizziere gerne, ich zeichne gerne, ich realisiere gerne! ■

Bert Danckaert
Simple Present #513
(Mumbai), 2011
Courtesy Roberto Polo
Gallery, Brüssel



Ein Baustoff namens Baum und Blümchen |

Über die Blütezeit grüner Infrastruktur

Grün ist nicht nur Grün. Immer mehr Landschaftsprojekte stehen in großer Wechselwirkung zu ihrer gebauten Umwelt und decken unterschiedliche technische Aspekte ab, ohne die die Stadt nicht mehr sein kann. Die Rede ist von Green Infrastructure, kurz GI.

Wojciech Czaja

geboren 1978 in Ruda Śląska, Polen, ist freischaffender Architektjournalist und arbeitet vor allem für Der Standard. Seit 2011 ist er Gastprofessor an der Universität für angewandte Kunst. Kürzlich erschien im Verlag Anton Pustet „Zum Beispiel Wohnen“.

Durch sein Atelier fliegen Kanarienvögel und Kolibris, aus dem Bücherregal lugen Geckos und Salamander hervor, und um punkt zehn Uhr vormittags beginnt es hinter dem Schreibtisch zu regnen. Patrick Blanc, Botaniker und Künstler, wohnt und arbeitet in einem künstlich geschaffenen Urwald in einer ehemaligen Werkstatt in Ivry-sur-Seine, nur wenige Schritte vom Pariser Verkehrsinferno Périphérique entfernt. Das Grün sei nicht nur inspirierend für seine Arbeit, meint der 61-Jährige, der sich mit seinen stets grün gefärbten Haaren und zentimeterlangen Fingernägeln geschickt zu inszenieren weiß, sondern auch ein wichtiger Temperatur- und Feuchtigkeitsregulator fürs gesamte Haus.

Berühmt wurde Blanc mit seinen vertikalen Gärten, den sogenannten „Murs Végétaux“, die er bereits in aller Welt realisierte. Zu den bekanntesten Projekten zählen der Innenhof im Hotel Pershing Hall in Paris (2001), die Fassade des Musée du Quai Branly (2006), die Caixa Forum in Madrid (2007), die Konzerthalle in Taipeh (2007) sowie das 2010 eröffnete Hotel Sofitel in Wien. Zuletzt waren es grüne Wände in Berlin, Ibiza, Beirut, Dubai, Singapur, Sydney, Miami, New York und San Francisco, die er mit seinem grünen Daumen zum Sprießen brachte.

Doch wie viel von alledem ist ein ernsthafter Beitrag zur Zukunft unserer Städte? Und wie viel ist nur Image, Lifestyle und grüner Glamour? „Im unmittelbaren Bereich einer Mur Végétale wird das Mikroklima verbessert, indem sie die Luft filtert und Schimmelpilze und Bakterien bekämpft“, erklärt Patrick Blanc. „Im größeren Maßstab jedoch hat so ein Garten leider keinerlei Auswirkung auf das Klima. Auch wenn es schön wäre, das Gegenteil behaupten zu können. Da geht es eher um einen gewissen Werbefaktor sowie um eine gesellschaftliche Sensibilisierung für das Thema Grün in der Stadt.“

Mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung lebt heute bereits in Städten, und wenn alle Menschen, die eine gewisse Sehnsucht nach Grün befriedigen wollen, am Abend oder am Wochenende ins Auto steigen und aus der Stadt rausfahren, dann macht das die globale Ökologiediskussion, die seit einigen Jahren wie ein zartes Pflänzchen gedeiht, auf einen Schlag kaputt.

ermauer oder um Urban Gardening mit Tomatenstauden und innerstädtischem Miniatur-Kartoffelacker handelt.

Es sind daher genau diese kleinen Dosen städtischen Grüns, von denen Blanc spricht, die das urbane Klima verbessern können. Egal, ob es sich dabei nun um eine blühende Feu-

„Urbanes Grün ist ein sinnvolles Gestaltungselement, das sich auf die Lebensqualität und auf das Verhalten der Bevölkerung auswirkt“, meint Helga Fassbinder. „Doch die unmittelbaren Vorteile sind noch viel weitreichender.“

Studien haben ergeben, dass man mit 10 Prozent mehr Grün – und das ist gar nicht so viel – die sommerliche Temperatur in den Städten um bis zu drei Grad Celsius senken kann. „In riesigen Ballungsräumen wie etwa Tokio, erzählt Fassbinder, habe man sogar herausgefunden, dass man mit einer massiven Nachbegrünung die lokale Temperatur um bis zu 13 Grad reduzieren könnte. „Das muss man sich einmal vorstellen!“

Schon seit 2004 befasst sich die in Amsterdam lebende Stadtplanerin, die an der TU Eindhoven und an der TU Hamburg-Harburg unterrichtet, mit unterschiedlichen Konzepten für Stadtbegrünung. Damals gründete sie die Stiftung Biotope City.

Zu den wichtigsten Projekten der international tätigen Foundation zählen vor allem Nachbegrünungen im kleinen Maßstab. „Grün ist ein relativ simples Mittel, um die Probleme zu mildern, die der Klimawandel uns beschert, denn Flora ist ein guter CO₂-Speicher, ein enormer Regenwasserspeicher und ein Feinstaubabsorber“, erklärt Helga Fassbinder. Und führt als Beispiel an: „Grüne Hecken entlang von städtischen Straßen können den Feinstaub in der Stadt um ein gutes Drittel reduzieren. Seit mehr als zehn Jahren setze ich mich dafür intensiv ein.“

Trotz aller Studien und Beweise ist der Kampf ein eher aussichtsloser. Den Stadtregierungen sind die Hochrechnungen zu vage. Lieber buttern sie Millionen von Euro in die nachträgliche Bekämpfung der klimatischen und auch gesundheitlichen Symptome, anstatt nur einen Bruchteil davon präventiv in eine grünere Stadt- und Freiraumplanung zu investieren. „Wir sind erst am Anfang“, sagt Fassbinder. „Bei den Stadtplanern ist Grünraumplanung kein Thema, die Architekten wiederum interessieren sich dafür nur rudimentär, und die Landschaftsarchitekten sind als Gruppe noch nicht stark genug, um sich gegen diesen Umstand vereint zur Wehr zu setzen.“

Meist sind es die strikten Bauvorschriften und Haftungsfragen, die das Grün in der Stadt verhindern.

Man denke nur zurück an die Argumente gegen das siegreiche Wettbewerbsprojekt von Clemens Kirsch, der als Begrünung für die Fußgängerzone in der Kärntner Straße ursprünglich Zierkirschen vorgesehen hatte. „Zierkirschen? Da könnte man doch auf den Kernen ausrutschen und sich sämtliche Knochen brechen“, hieß es damals seitens der Behörde, die den Architekten daraufhin zur Umplanung nötigte.

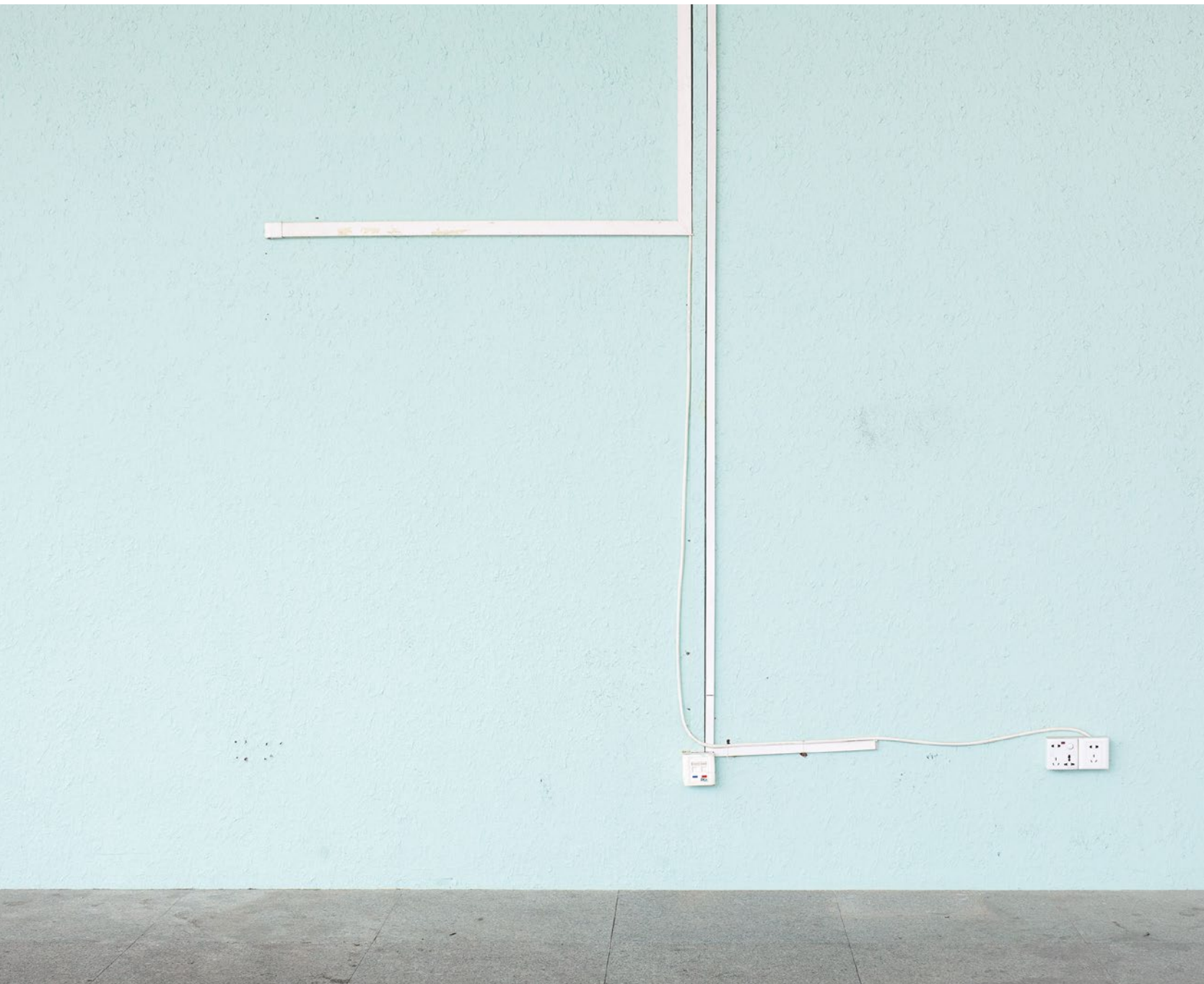
Tatsächlich verstecken sich die Beamten gerne hinter Paragraphen. Und das tun sie ohne Druck und Widerspruch, denn Grün ist ein vergleichsweise billiges Material, das über keine milliardenschwere Industrie und somit auch über keine Lobby verfügt.

Dass es auch anders geht, beweist eine Vielzahl internationaler Projekte, die es allesamt geschafft haben, eine immaterielle Lobby hinter sich zu vereinen. Unter dem Begriff „Green Infrastructure“ (GI) entstanden Parkanlagen, Flussbettrenaturalisierungen, urbane Wasseraufbereitungskonzepte und zunächst unscheinbare grüne Impulse, die jedoch enorme Auswirkungen auf die städtische Infrastruktur haben. „Die Tage singulärer Nutzung und Arbeitsweise sind vorbei“, sagt der New Yorker Landschaftsarchitekt Ken Smith.

Bert Danckaert
Simple Present #591
(Guangzhou), 2011
Courtesy Roberto Polo
Gallery, Brüssel

„War es früher ein einziges Problem, das es mit einem Landschaftsprojekt zu lösen galt, so reden wir heute bereits von einer Art Multifunktionsinfrastruktur, die viele unterschiedliche Aspekte abzudecken hat.“

Eines der wohl berühmtesten und meist publizierten GI-Projekte ist die Highline von Diller Scofidio + Renfro in New York City. Die Revitalisierung und Begrünung der stillgelegten Subwaystrecke zwischen Meatpacking District und Hudson Yards ist nicht nur ein attraktiver linearer Park, sondern auch ein infrastruktureller Impuls für die gesamte Gegend. Seit der Fertigstellung des ersten Bauabschnitts 2009 ist der Auto- und Taxiverkehr auf der Lower West Side deutlich zurückgegangen, und der



Anteil der Passanten im ohnehin fußgängerfreundlichen Manhattan steigt von Jahr zu Jahr. In den kommenden Jahren soll die Highline bis zu den Gleisanlagen der Penn Station weiter ausgebaut werden.

Auch die Renaturierung des rund sechs Kilometer langen Kanals Cheonggyecheon in Downtown Seoul brachte infrastrukturelle und verkehrstechnische Wechselwirkungen mit sich, die bis heute über die eigentliche Projektgröße des neu geschaffenen Flussparks weit hinausgehen. Obwohl die einst über dem Cheonggyecheon verlaufende Stadtautobahn abgerissen wurde, ließ der von Projektgegnern herbeiprophezierte Verkehrsinfarkt auf sich warten. Ganz im Gegenteil. Erstmals nach vielen Jahrzehnten bekam die südkoreanische Hauptstadt einen grünen Impuls, der die sonst so gern motorisierten Bewohner wieder zum Fußmarsch anspornt.

Obwohl er von vielen Fachleuten als zu künstlicher und zu inszenierter Eingriff à la Disneyland kritisiert wird, entwickelte sich der Cheonggyecheon zu einem beliebten Naherholungsgebiet, das zu jeder Tages- und Nachtzeit von Menschenmassen überrannt wird.

In Toronto soll in den kommenden Jahren der sogenannte Sherbourne Park errichtet werden. Auch hier spielt Wasser eine wich-

tige Rolle, denn das grüne Kleinod an der Waterfront ist nicht nur ein Landschaftspark, sondern in erster Linie ein Regulator für Stürme und Überschwemmungen. Unter dem Park, dessen Baubeginn für kommenden Herbst geplant ist, wird sich eine Wasseraufbereitungsanlage befinden, die das verschmutzte Wasser mittels Biofiltration und UV-Technologie wieder nutzbar machen soll.

„Vor 20 Jahren wäre so ein komplexes Projekt undenkbar gewesen“, sagt Projektleiter Greg Smal- lenberg, Partner bei Phillips Farevaag Smal- lenberg, Vancouver, und Mitglied der American Society of Landscape Architects (ASLA).

„Doch heute wird Landschaftsarchitektur immer mehr zur Breitbanddisziplin, die in ihrem Umfeld immer mehr technische und infrastrukturelle Aufgaben abdeckt.“

Wenn dieses Sys- tem Schule macht, wenn diese Erfolge in der Bevölkerung kommuniziert

werden, dann wird Landschaftsarchitektur bald nicht mehr nur ein grünes Feigenblatt für öffentliche Hand und Investoren sein, sondern ein bedeutender Dienstleistungszweig mit Mehrzweck- potenzial.

„Eine hochwertige Freiraumgestaltung beein- flusst das Mikroklima, regelt den Wasserhaushalt, reinigt die Luft und schafft Lebens- und Erholungs- raum“, sagt die in London und Boston tätige Land- schaftsarchitektin Martha Schwartz. In einer Studie vor einigen Jahren stellte sie fest, dass die Men- schen in London mehr Zeit auf der Straße als im Park verbringen. „Das ist der unmissverständliche Appell an uns Planer, Grün nicht nur in Form ver- einzelter Grünoasen zu errichten, sondern als

natürliches Begleitelement in die Stadtplanung einzuflechten. Der Freiraum muss dezentraler, differenzierter und vor allem innovativer gedacht werden.“

Ein möglicher Schritt in diese Richtung ist die sogenannte Garden Bridge in London. Die 367 Meter lange, von Thomas Heatherwick und ARUP geplante Fußgängerbrücke mit ihren unzähligen Bänken, Blumen und Bäumen ist nicht nur ein Brücken- schlag über die Themse, sondern auch in eine schadstoffärmere Zukunft. Schließlich will London mit dem 180-Millionen-Euro-Projekt, das zum größ- ten Teil über Crowdfunding finanziert werden soll, einen wichtigen Beitrag zu einem neuen Londoner Mobilitätsverständnis leisten. Geplante Fertigstel- lung: Frühjahr 2018.

Ein noch viel längeres GI-Projekt, an dem be- reits seit mehr als 20 Jahren gearbeitet wird, ist das Grüne Band entlang der innerdeutschen Grenze zwischen der ehemaligen BRD und DDR. Wo einst der Eiserne Vorhang samt Stacheldraht und Todes- streifen verlief, befindet sich heute auf 1400 Kilo- metern Länge der größte und artenreichste Natur- park Deutschlands. Mehr als 100 verschiedene Bio- toptypen mit teils gefährdeter Fauna und Flora sind hier gelistet. Die Hälfte davon steht bereits auf der roten Liste. Das Grüne Band Deutschland war übrigens Impulsgeber für den 2004 ins Leben gerufenen, rund 8500 Kilometer langen European Green Belt.

Noch steckt Green Infrastructure in den Kinder- schuhen. Noch denken die meisten bei GI eher an US-amerikanische Soldaten und an gastro- intestinale Probleme im Verdauungstrakt.

Doch das wird sich ändern. Im Mai 2011 hat die EU ein neues, überarbeitetes Biodiversity-Strategy-Pro- gramm verabschiedet. Demnach sollen 15 Prozent des bereits zerstörten Ökosystems bis 2020 wieder hergestellt werden. Die Hauptrolle in der Errei- chung dieses wohlgeplanten ambitionierten Ziels spielt Green Infrastructure.

Dann könnte auch Helga Fassbinders Groß- stadtdschungel-Vision nicht nur Zukunftsmusik sein, sondern fixer Bestandteil eines Stufenplans, hinter dem eine mächtige Lobby namens EU steckt: „Ich wünsche mir eine Stadt, in der es mehr Bäume als Autoabstellplätze und mehr Grün als Beton gibt. Grün muss ein selbstverständlicher Baustein der Architektur werden. Und wenn man bedenkt, dass jede Flora auch Fauna mit sich zieht, dann kann ich nur sagen: Die Stadt braucht mehr Kriechen und Krabbeln.“■

Fundamentale Elemente einer Architektur der Zukunft |

Gebäude, die auf sozialer Nachhaltigkeit gründen

Sonja Pisarik

ist Kunst- und Architekturhistorikerin und Kuratorin am Architekturzentrum Wien. Sie forscht zur Österreichischen Architektur der 1920er-/30er-Jahre sowie zur Nachkriegsmoderne. In der aktuellen Ausstellung des Az W „Think Global, Build Social“ zeichnet sie für die Kuratierung des Österreich-Schwerpunkts verantwortlich.

Sozial verträgliche, ökonomische und nachhaltige Lösungen sind gefragt. Der mediale Hype um selbstreferenzielle Architektursolitäre scheint daher seinem Ende zuzugehen.

TYIN tegnestue Architects
Cassa Co-op Training
Centre, Schulungszentrum für Zimtarbeiter, Sungai Penuh, Kerinci, Sumatra, Indonesien, 2011

Die Architektur der Gegenwart befindet sich am Ausgang postmoderner Jahrzehnte in einer Sinnkrise: Auf der einen Seite dient sich die sogenannte „Stararchitektur“ weiterhin reichen oder politisch einflussreichen Auftraggebern, und seien es auch autoritäre Regime, als Imageträger an. Auf der anderen Seite vollzieht sich das rasante Wachstum in den Megacities Asiens, Lateinamerikas und Afrikas ohne Beitrag von ArchitektInnen. Die prekären Wohnsituationen eines Großteils der Weltbevölkerung verlangen zwar dringend nach baulichen Interventionen, allerdings nicht nach hochfliegender Signature-Architektur.

Das Pendel schlägt in die andere Richtung aus: Architekten entdecken zunehmend ihre moralische Verantwortung und wenden sich den sozialen Fragen der globalen Gesellschaft zu.

Als im März dieses Jahres die Ausstellung „Think Global, Build Social! Bauen für eine bessere Welt“ im Architekturzentrum Wien eröffnet wurde, nahmen sowohl dessen Direktor Dietmar Steiner als auch der Kurator Andres Lepik auf vergangene Architekturbiennalen in Venedig Bezug – wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Lepik, seit Oktober

2012 Direktor des Architekturmuseums der TU München, wurde bereits im Jahr 2000 auf ein Thema aufmerksam, das ihn seither nicht mehr losgelassen hat. Massimiliano Fuksas rief damals für die von ihm kuratierte Biennale das Motto aus: „Less Aesthetics, More Ethics“. „More ethics“ schien Lepik angebracht, aber warum sollte das im Gegensatz zu ästhetischen Forderungen stehen? Lepik war der Auffassung (und damit steht er nicht allein), dass die Architektur von heute nicht nur die sozialen Fragen der Weltgesellschaft aufgreifen sollte, sondern im selben Atemzug ästhetischen Ansprüchen genügen muss. Das führte ihn zu einem ersten Versuch, wichtige Tendenzen und Positionen in der zeitgenössischen Architektur zusammenzufassen, die sich der sozialen Dimension des Bauens zuwenden, ohne dessen ästhetische Dimension außer Acht zu lassen. 2010 zeigte er als Kurator am Museum of Modern Art in New York die Ausstellung „Small Scale, Big Chance. New Architectures of Social Engagement“ und präsentierte elf Architekturbüros. Eine erweiterte Ausstellung, die auch in Kooperation mit dem Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt entstand, ist nun im Architekturzentrum Wien zu sehen. Bauten von Diébédo Francis Kéré, dem Büro Elemental oder Anna Heringer waren schon in der New Yorker Ausstellung vertreten. In ihrer vergrößerten Wiener Fassung hat sich die Zahl der repräsentierten Positionen aber verdoppelt.



Während Lepik an der Biennale 2000 Anstoß genommen hatte, erkannte Dietmar Steiner in der Biennale von 2010, die von der japanischen Pritzker-Preisträgerin Kazuyo Sejima kuratiert wurde, bereits den Anfang eines „Paradigmenwechsels in der Weltarchitektur“: weg von einem Top-down-Zugang und den Stararchitekten, die, so Steiner, „ignorant jeden Bezug zu einem Ort und zur urbanen Situation als das eigene kreative Ego störend ausgeblendet [haben]“.

Stattdessen hin zur Bottom-up-Strategie, die sich wieder mit den elementaren Aufgaben der Architektur beschäftigt.

Diese Tendenz erhielt auch bei der darauffolgenden Biennale, die 2012

David Chipperfield kuratierte, Auftrieb, was die Vergabe der Goldenen Löwen demonstrierte. Der Preis für den besten Pavillon ging nach Japan. Der Pritzker-Preisträger des Jahres 2013, Toyo Ito, zeigte in seinem Projekt „Architecture. Possible here? A home for all“ Konzepte für die vom Tsunami betroffenen Landstriche in seiner Heimat. Für den besten Beitrag – die Installation „Gran Horizonte“ über den Torre David in Caracas – wurde das Büro Urban Think-Tank ausgezeichnet, das mit seinen Projekten auch in der aktuellen Ausstellung „Think Global, Build Social“ im Architekturzentrum Wien vertreten ist. Die Installation beruhte auf einer aufwendigen Studie über ein seit 1994 leer stehendes Hochhaus mitten in Caracas. Das Gebäude wurde für eine Bank errichtet, aber niemals fertiggestellt. Seit 2007 wird es durch Hausbesetzungen sukzessive zu einem Wohnhochhaus umfunktioniert. Von den einen als Ort des Verbrechens, als Drogenumschlagplatz, als Antithese zum Wohnbau schlechthin verfeindet, wird es von anderen als Wohnmodell der Zukunft in den Metropolen der Schwellen- und Entwicklungsländer propagiert. Vermutlich liegt die Wahrheit über den Torre David irgendwo dazwischen. Bemerkenswert ist jedenfalls der enorme Rechercheaufwand, den Hubert Klumpner und Alfredo Brillembourg, die beiden Architekten hinter dem Büronamen Urban Think-Tank, betrieben haben. In Zukunft werden Architekten – so sie ihre Aufgabe ernst nehmen – verstärkt vor Ort recherchieren müssen, bevor sie zu bauen beginnen.

Denn Architekten werden zunehmend zu Inspiratoren, Motivatoren und Initiatoren sozialer Prozesse.

Global tätig, lokal integriert und sozial engagiert sollten sie sein und sich

„mit Stimmungen, Atmosphären, Empfindungen experimentell und neugierig auseinandersetzen“ (Steiner).

Gespannt warten Architekturinteressierte auch auf die heurige Architekturbiennale. Schließlich hat man dafür den niederländischen Architekten und Architekturtheoretiker Rem Koolhaas gewonnen, der als einer der reflektiertesten Charaktere seiner Zunft gilt. Koolhaas geht es in der zentralen Schau mit dem Titel „Elements of Architecture“ darum, elementare Bestandteile des Bauens zu untersuchen, um dieses auf das Wesentliche zurückzuführen: 15 architektonische Grundbausteine wie Treppe, Wand, Decke, Fenster, Türe – ja sogar die Toilette –

werden von zahlreichen Forscherteams nicht nur in formalen und gestalterischen Kategorien recherchiert, sondern in ihrem konkreten politischen und sozialgeschichtlichen Kontext. Architektonische Entwürfe auf den jeweiligen Ort und die zukünftigen Nutzer abzustimmen ist eine unerlässliche Grundlage kluger Planung, derer sich die Architekten in den letzten Jahren zunehmend besinnen.

Koolhaas' Statement, „Fundamentals will be a Biennale about architecture, not architects“, erinnert wohl mit Absicht an Bernard Rudofsky und seine Ausstellung „Architecture without Architects“. 1964 im MoMA in New York eröffnet, wurde sie anschließend in einem Zeitraum von zwölf Jahren an 84 verschiedenen Orten gezeigt. Rudofsky betonte damals bereits die Schönheit, Nachhaltigkeit und Vorbildhaftigkeit vernakulären Bauens und warb für den Rückgriff auf lokale Materialien und Bautraditionen.

Eben diesen Ansatz verfolgt auch die Ausstellung im Architekturzentrum Wien mit dem Titel „Think Global, Build Social!“ Sie zeigt aktuelle Beispiele einer alternativen, sozial engagierten Architektur, die versucht mit möglichst geringem finanziellem Aufwand, aber viel Eigeninitiative und Kreativität die Lebensbedingungen der Menschen in weniger privilegierten Weltregionen zu verbessern.

Diese Projekte – darunter Schulen, öffentliche Räume und Wohnbauten – entstehen häufig unter Einbeziehung lokaler Bautraditionen und aus einer engen Zusammenarbeit mit den künftigen Nutzern.

Sie knüpfen hierbei an frühe und wegweisende Beispiele einer nicht profitorientierten Architektur an – wie sie z. B. seit den frühen 1990er-Jahren das Rural Studio in den USA vertritt. Für die Ausstellung wählte Andres Lepik 22 Positionen aus. Im Zentrum stehen Bauten, die in den vergangenen zehn Jahren realisiert wurden, denen ein intensiver Austausch zwischen Bauenden und zukünftigen Nutzern vorausging und deren konkrete Wirkung bereits sichtbar geworden ist. Die 22 Positionen hat Lepik in fünf Kategorien unterteilt: Material, Partizipation, Wohnen, Kultur und Design.Build. Die Bandbreite der Projekte reicht vom Schulbau in Burkina Faso über ein Frauenzentrum im Senegal bis zum Schulungszentrum für Zimtarbeiter in Indonesien. Aber auch Projekte in Europa kommen nicht zu kurz. Allen Projekten gemeinsam ist der Wunsch, mit den Mitteln von Bautechnik und Raumkunst einen Beitrag zur nachhaltigen Verbesserung und Erhaltung der Lebensqualität zu leisten, ohne eine paternalistische Attitüde der Bevormundung zu pflegen. Die Aufgabe des Architekten umfasst bei diesen Projekten nicht nur die Bautätigkeit selbst, ihr gehen intensive Forschung, Entwicklung und Beratung voraus. Die lokale Bevölkerung soll nicht einfach ein Bauwerk vorgesetzt bekommen, sondern in den Entstehungsprozess eingebunden werden.

Die METI Schule in Rudrapur, Bangladesch, ist das Ergebnis einer besonders ambitionierten Diplomarbeit an der Kunstuniversität Linz.



Studio BASEhabitat,
Kunstuniversität Linz,
Anna Heringer, Eike
Roswag: METI Schule mit
fünf Klassenräumen,
Rückzugsmöglichkeiten
in höhlenartigen Nischen,
Rudrapur, Bangladesch,
2005–2006



Mitte, unten: Ukumbi
(Hollmen, Reuter,
Sandman architects):
Women's Centre,
Rufisque, Senegal, 2001

Anna Heringer hatte 1997 ein freiwilliges soziales Jahr in Rudrapur absolviert und sich dabei intensiv mit der Lebenssituation der Bevölkerung auseinandergesetzt. 2002 kehrte sie mit drei weiteren Linzer StudentInnen nach Rudrapur zurück, um eine genaue Dorfanalyse des kleinen Ortes im Norden von Bangladesch zu erstellen. Hier setzte ihre Architektur-Diplomarbeit über eine „handgemachte Schule“ an. 2004 erhielt sie den Hunter Douglas Award für die weltweit beste Architektur-Diplomarbeit und im Jahr darauf konnte sie das Projekt gemeinsam mit dem Berliner Architekten Eike Roswag in der METI Schule realisieren. Für den Bau wurden Lehm und Bambus als regional verfügbare, kostengünstige Materialien eingesetzt. Zudem wurde eine schon fast in Vergessenheit geratene historische Lehmbauweise zukunftsfruchtig adaptiert. Im Sinne einer „Hilfe zur Selbsthilfe“ wurden auch 25 Lehm- und Bambusarbeiter aus der unmittelbaren Umgebung ausgebildet, damit die Häuser von Rudrapur in Zukunft länger Bestand haben. Bislang sinken die meisten Häuser nach ungefähr zehn Jahren, in denen sie immer wieder starken Regenfällen ausgesetzt sind, in sich zusammen. Bei der Schule verhinderte man eine solche Aufweichung des Baumaterials Lehm durch ein Ziegelfundament, das mit einer Horizontalsperre abgedichtet ist. Das aus Lehm bestehende Erdgeschoß beherbergt drei Klassenzimmer samt dahinterliegenden organisch geformten Höhlenräumen. Sie sollen den Kindern Rückzugsmöglichkeiten bieten. Das Obergeschoß ist aus einem sehr luftdurchlässigen Bambusgeflecht konstruiert. Nicht nur die Materialität, sondern auch die Raumkonzeption erleichtert den Kindern ein unbeschwertes Lernen. 2007 wurde die Schule mit dem Aga Khan Award für Architektur ausgezeichnet und hat bereits mehrere Folgeprojekte in Bangladesch nach sich gezogen.

Ein anderes Beispiel für partizipatives Bauen ist das Women's Centre in Rufisque in Senegal. Geplant und umgesetzt wurde es von dem jungen finnischen Architektinnenteam Hollmen Reuter Sandman, das sich mit zwei anderen Teams unter dem Namen Ukumbi zu einer NGO zusammengeschlossen hat. Das Women's Centre, ein sehr lang-

wieriges Projekt, hat Sandman mit ihren Kolleginnen bereits zu Studienzeiten errichtet. Die Architekten betonen die Notwendigkeit, sich Zeit zu nehmen:

„Wo immer wir hingehen, versuchen wir so involviert wie möglich zu sein, die Leute kennenzulernen, die Orte kennenzulernen.“

Zum Stolz der Nutzerinnen auf ihr Projekt, in dessen Entwicklungs- und Bauprozess sie von Anfang an eingebunden waren, trug bei, dass es sich um das einzige öffentliche Gebäude in der Region handelt. Der zentrale Innenhof funktioniert als wichtigster Raum. Abfallmaterialien spielten hier eine große Rolle: „We used recycled beer bottles as glass blocks. The senegalese partners were quite sceptical in the beginning telling us there is no need to recycle bottles as you can find real glass blocks in Senegal without any problem. We also had some problems because the contractor as a devote muslim didn't like the idea of driving around with empty beer bottles in his car. Finally when the center was finished he just laughed and admitted it had been worthwhile.“

Besonders intensives und nachhaltiges Engagement beweist der österreichische Verein „s2arch – social and sustainable architecture“. 2004 vom Wiener Gemeinderat und Landtagsabgeordneten Christoph Chorherr gegründet, realisierte s2arch in den Anfangsjahren bis 2007 in Zusammenarbeit mit europäischen Architekturfakultäten eine Reihe von Gebäuden für gemeinnützige Zwecke in Südafrika. Seit 2008 konzentriert sich der Verein auf die Errichtung von zwei großen Schulstandorten: In Magagula Heights, rund 50 km südlich von Johannesburg, entstand das Ithuba Skills College mit über 20 verschiedenen Gebäuden (Klassenräume, Wohneinheiten, Administration, Festsaal, Werkstätten). In Mzamba an der Wild Coast (Eastern Cape) wird seit 2010 an einer weiteren Schule, dem Ithuba Wild Coast Community College, gebaut. Der Name „Ithuba“ – Zulu für „Möglichkeit, Chance“ – steht für die nachhaltige Form der Entwicklungszusammenarbeit. Nach dem Motto „build together, learn together“ hilft s2arch bei der Projektentwicklung,

Studio BASEhabitat,
Kunstuniversität Linz,
Anna Heringer: METI
Schule, Rudrapur,
Bangladesch, 2005–2006





bei der Kontaktabbauung mit den Beteiligten in Südafrika und bei der Finanzierung (Hauptsponsoren sind die Investmentfirma Ithuba Capital und die Bank Austria). Systematisch werden die lokal vorhandenen Ressourcen und Materialien genutzt. Bisher wurden an beiden Standorten mithilfe von mehr als einem Dutzend Architekturfakultäten über 30 Projekte realisiert. Diese beschränken sich nicht nur auf Architektur, sondern Schulen werden etabliert und LehrerInnen ausgebildet. szarch fungiert zudem als Betreibergesellschaft, was den Erhalt der Schulen sichert.

Mit geringsten Mitteln zu bauen erlaubt und fordert ästhetische Qualität – die in der Ausstellung gezeigten Projekte beweisen das hinlänglich. Gerade der enge ökonomische Rahmen führt oft zu kreativen Lösungen, die sich vor den Hervorbringungen der Stararchitektur nicht zu verstecken brauchen. ■

KONFERENZ
11. JUNI 2014
 13:30 - 20:30 UHR
 ARCHITEKTURZENTRUM WIEN

DIGITALE WOLKEN UND URBANE RÄUME

STADT
 ALS
 INFORMATIONSSYSTEM

EINE KONFERENZ IN
 DEUTSCHER UND ENGLISCHER SPRACHE



WORLD-INFORMATION.NET/URBAN-CLOUDS

WORLD-INFORMATION INSTITUTE IN ZUSAMMENARBEIT MIT
 DERIVE – ZEITSCHRIFT FÜR STADTFORSCHUNG UND
 ARCHITEKTURZENTRUM WIEN

MIT FREUNDLICHER UNTERSTÜTZUNG VON
 DEPARTURE – DER KREATIVAGENTUR DER STADT WIEN
departure.at



Stets am Puls der Zeit.
 Meist einen Schritt weiter.

Innovative Produkte, stets am neuesten Stand der Technik, helfen Energie und somit Kosten zu sparen.

Jüngstes Beispiel ist der Schindler 5500: Diese neue Aufzugsserie kombiniert fortschrittliche Antriebstechnologie mit anspruchsvollem Design. Der Aufzug entspricht der Energieeffizienzklasse A. Durch kleinere Motoren wird der Stromverbrauch um rund 25 % gesenkt und ein Energierückgewinnungssystem sorgt dafür, dass Strom erzeugt werden kann. Zudem lässt sich der Schindler 5500 dank seiner variablen Kabinengrößen optimal an alle Gegebenheiten anpassen.

www.schindler.at



Schindler

DOMICO

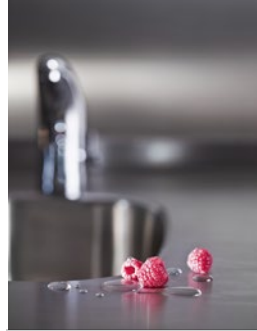
Kreatives Bauen mit Metall

**Hinterlüftete
 Planum®-Fassade**

Deckbreiten von 200 - 800 mm

**DOMICO Dach-, Wand- und
 Fassadensysteme KG**

4870 Vöcklamarkt
 Salzburger Str. 10
 Tel. +43 7682 2671-0
 Fax +43 7682 2671-249
office@domico.at
www.domico.at



Das Rezept zur perfekten Küche.

Beratung, Planung und Realisierung. Alles aus einer Hand. Professionalität in der Gastronomieausstattung erfordert Erfahrung in Planung und Baustellenbegleitung komplexer Projekte. Wir kennen die Arbeitsabläufe in modernen Großküchen und die damit verbundenen Anforderungen und stellen unser Wissen gerne in der Zusammenarbeit mit ArchitektInnen unseren KundInnen bei der Umsetzung auch hochkomplexer Projekte zur Verfügung. Stölner Group – wir wissen, worauf es ankommt.



Stölner GmbH

Günter Maurer
Key Account Manager
+43 (0) 676 830 81 307

Herzogenburgerstraße 9, 3100 St. Pölten
T + 43 (0) 27 42 36 22 20-0

Burggasse 120, 1070 Wien
T + 43 (0) 1 52 24 674

office@stoelner.at | www.stoelner.at

Wirtschaftliche Standortbestimmung der Branche |

2013 wurde die fünfte Standortbestimmung der Gesamtbranche im Auftrag der Bundeskammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten über das Wirtschaftsjahr 2012 von Triconsult durchgeführt. In der Untersuchung wurden zwei Zielgruppen getrennt befragt: Zielgruppe 1 – Kammermitglieder mit aktiver Befugnis | Zielgruppe 2 – ZT-Gesellschaften. Die Ergebnisse der Befragung wurden auf der Basis der Kammermitglieder pro Bundesland gewichtet und auf die Mitgliederzahlen hochgerechnet: Alle ausgewiesenen Zahlen sind daher Projektionen.

Felix Josef

Mitbegründer und Geschäftsführer der TRICONSLT Wirtschafts-analytische Forschung GmbH, die Studien zu Mitarbeiterzufriedenheit, Markt- und Zielgruppenforschung erstellt. Zahlreiche Lehrtätigkeiten an Universitäten, Forschungseinrichtungen und Fachhochschulen in Österreich. Bundesvorstand des Wirtschaftsforum der Führungskräfte sowie im Expertenboard der Österreichischen Marketinggesellschaft.

Umsatz, Kosten und Ertrag

In Summe erwirtschaften 4682 Betriebe (davon 1809 IngenieurkonsulentInnen – IK und 2890 ArchitektInnen, 17 Betriebe mit Befugnissen IK und ArchitektInnen) rund 2,15 Mrd. Euro Umsatz im Jahr 2012. Die IK sind daran mit 1,1 Mrd. Euro beteiligt, die ArchitektInnen mit ebenfalls knapp über einer Milliarde Euro.

Innerhalb der EZT haben 50 % der Unternehmen einen Umsatz von weniger als 100.000 Euro im Jahr 2012. Das liegt über dem Wert des Vorjahres, also 2011. Aufgrund der teilweise deutlich höheren Umsätze einiger Befragter liegt der Mittelwert bei 188.000 Euro und damit erneut über den Vergleichswerten des Vorjahres (184.000 Euro) und auch über dem Wert des Jahres 2010 mit 175.000 Euro Jahresumsatz.

Für die IK innerhalb der EZT liegt der Median bei 140.000 Euro und der Mittelwert bei 228.000 Euro, bei den ArchitektInnen beträgt der Mittelwert im Jahr 2012 168.000 Euro und der Median erreicht 85.000 Euro.

ZT-Gesellschaften erwirtschaften deutlich höhere Umsätze: Hier erzielt im Jahr 2012 die Hälfte der Gesellschaften weniger als 602.000 Euro Umsatz im Jahr. Der Mittelwert der erzielten Umsätze erreicht bei den ZT-Gesellschaften im Jahr 2012 1,06 Mio. Euro.

Für die ArchitektInnen innerhalb der ZT-Gesellschaften kommt der Mittelwert im Jahr 2012 auf 891.000 Euro. Der Median der ArchitektInnen-ZT-Gesellschaften liegt aktuell bei 450.000 Euro.

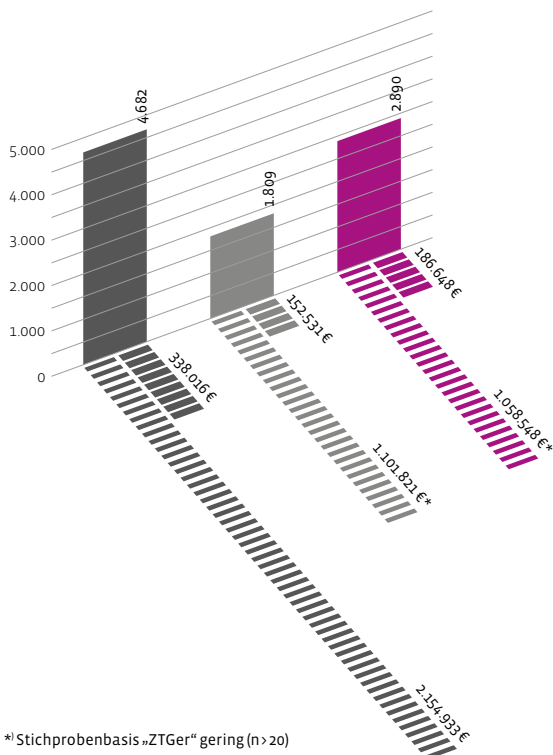
Bei den ZT-Gesellschaften der IK liegt der Median für das Jahr 2012 bei 850.000 Euro und der Mittelwert bei 1,26 Mio. Euro. Hier haben also die großen Büros nicht dazugewinnen können.

In Summe erzielen die Betriebe (ZT-Gesellschaften und EZT zusammen) im Jahr 2012 einen Brutto-Jahresgewinn von 338 Mio. Euro und damit deutlich mehr als 2010 und 2011. 153 Mio. Euro davon entfallen auf IngenieurkonsulentInnen und 187 Mio. Euro auf ArchitektInnen.

Von den befragten EZT weisen 2012 bei den IngenieurkonsulentInnen 90 % einen Gewinn auf (im Schnitt mit 61.700 Euro). 10,2 % geben einen Verlust an (im Schnitt 17.000 Euro). Bei den ArchitektInnen sind es 86 % EZT mit Gewinn (durchschnittlich 47.100 Euro) und 14 % mit Verlust (im Schnitt 18.800 Euro).

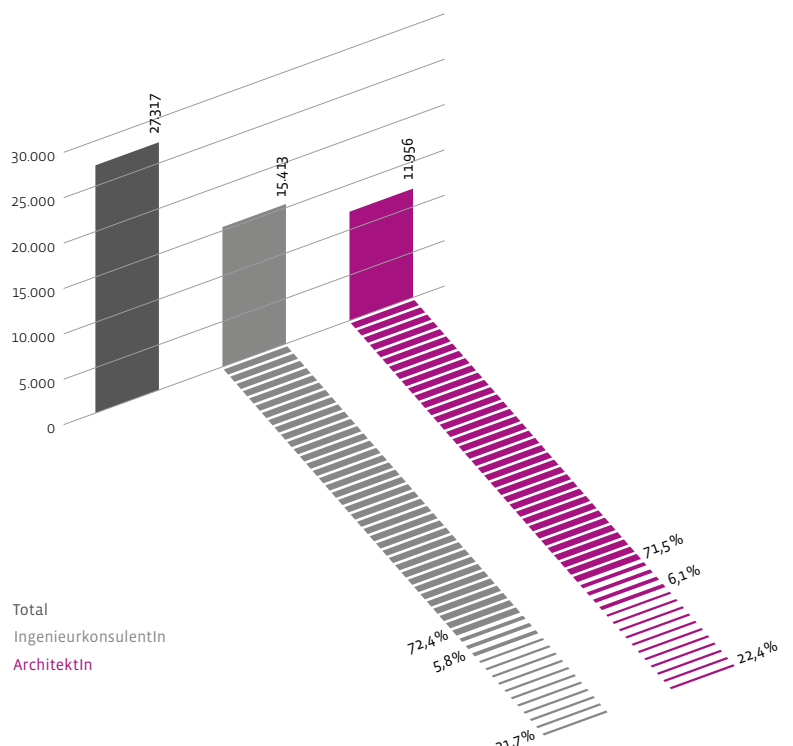
GesellschafterInnen von ZTG erzielen als IK ein durchschnittliches Brutto-Jahreseinkommen von 115.400 Euro, wenn sie als ArchitektInnen arbeiten 80.400 Euro.

EZT/ZT-Gesellschaften – Anzahl der Betriebe (absolut),
Netto-Umsatz und Brutto-Jahresgewinn 2012 (in tausend Euro)



* Stichprobenbasis „ZTGer“ gering (n > 20)

EZT/ZT-Gesellschaften – Anzahl der Beschäftigten 2013 (absolut),
Anzahl an Anwesenheitsstunden 2013 (in Prozent)



Die Zukunft der Wärmedämmung ist schlank!



NEU!

60 JAHRE Dämmstoff Kompetenz

AUSTROTHERM RESOLUTION®: Flachdach, Wand und Boden kompromisslos dämmen

- ▶ Superdämmend – über 40% bessere Dämmleistung
- ▶ Superschlank – platzsparende Dämmlösung
- ▶ Ausgezeichneter Brandschutz (Brandklasse B)
- ▶ Innovative Dämm-Technologie

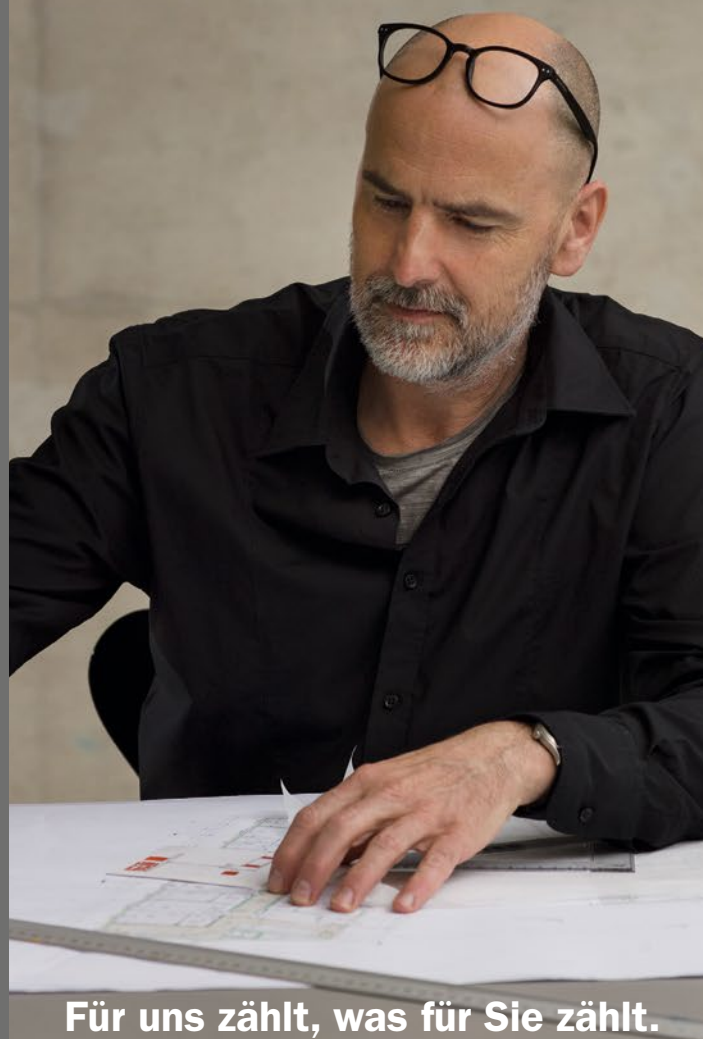
Erhältlich im Baustoff-Fachhandel,
die Fassadendämmplatte nur bei Baumit

austrotherm.com

AUSTROTHERM
Dämmstoffe

ERSTE BANK **SPARKASSE**
In jeder Beziehung zählen die Menschen.

„Eine Bank,
die mich als
Architekt versteht.“

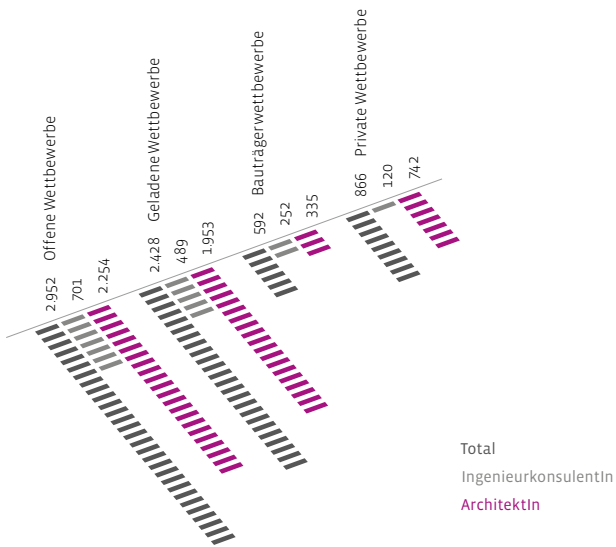
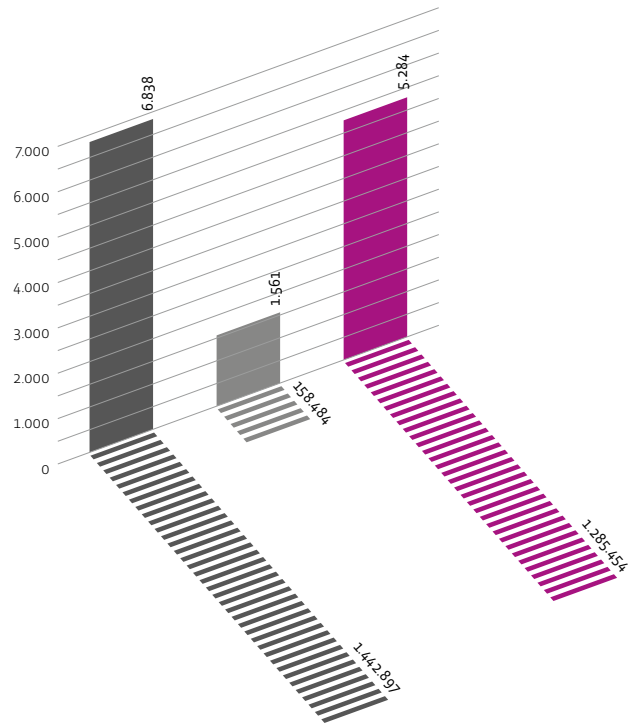


Für uns zählt, was für Sie zählt.

Sie haben klare Vorstellungen und Ziele.
Deshalb unterstützen wir Sie und Ihre Ideen
mit der passenden Finanzlösung.

www.erstebank.at/ziviltechniker
www.sparkasse.at/fb

EZT/ZT-Gesellschaften – Teilnahme an Wettbewerben (absolut)

EZT/ZT-Gesellschaften – Teilnahme an Wettbewerben insgesamt (absolut),
Stundenaufwand für Wettbewerbe (absolut in Std.)

Beschäftigte und Stundensätze

Die Branche beschäftigte 2012 insgesamt mehr als 27.000 Menschen. Gegenüber dem Vorjahr bedeutet das sowohl bei IngenieurkonsulentInnen als auch ArchitektInnen deutliche Personalzuwächse.

Nach eigenen Angaben können IK und ArchitektInnen jeweils rund 72 % der Anwesenheitsstunden verrechnen.

Die Nettostundensätze (im Jahr 2013) sind bei IngenieurkonsulentInnen – wie auch in den Vorjahren – in allen Qualifikationsstufen höher als bei ArchitektInnen. Im Schnitt beträgt der Netto-Stundensatz für ZT 88 Euro (plus 5 Euro), technische AkademikerInnen werden mit 76 Euro verrechnet (plus 1 Euro), andere AkademikerInnen mit 77 Euro (plus 1 Euro) und TechnikerInnen ohne akademischen Abschluss mit 61 Euro (plus 1 Euro).

Teilnahme an Wettbewerben

30 % der EZT und 46 % der ZT-Gesellschaften haben 2012 an Wettbewerben teilgenommen (11 % der IngenieurkonsulentInnen und 49 % der ArchitektInnen). In Summe haben knapp 1500 an Wettbewerben teilnehmende ArchitektInnen rund 5300 Wettbewerbsteilnahmen erreicht, bei den mehr als 200 IK sind es fast 1600 Wettbewerbsteilnahmen.

ArchitektInnen wenden 1,3 Mio. Stunden auf, IK steigern die investierten Stunden von 141.000 auf 158.000. Die Gesamtkosten für Wettbewerbe sind auf nunmehr 72 Mio. Euro gestiegen. Der Anteil der ArchitektInnen beläuft sich dabei auf rund 62 Mio. Euro. IK wenden 10 Mio. Euro auf.

IK müssen im Schnitt an fünf Wettbewerben teilnehmen, um einen Auftrag zu erzielen, bei den ArchitektInnen sind es sogar mehr als sieben Teilnahmen für einen Auftrag. WettbewerbsteilnehmerInnen der IngenieurkonsulentInnen erzielen pro Büro im Schnitt 1,6 Aufträge, bei den ArchitektInnen sind es nur 0,5 Aufträge pro Büro.

Während IngenieurkonsulentInnen aus knapp 1600 Wettbewerbsteilnahmen 330 Aufträge erzielen, sind es bei den ArchitektInnen aus etwa 5300 Teilnahmen 700 Aufträge.

Als Aufwandsentschädigung erhalten ArchitektInnen etwa knapp 15 Mio. Euro, bei den IK sind es 1,6 Mio. Euro. Deutlich wichtiger sind die aus Wettbewerben resultierenden Aufträge. Die 700 Aufträge an ArchitektInnen summieren sich zu einem Auftragsvolumen von 200 Mio. Euro. Bei IngenieurkonsulentInnen bedeuten 330 Wettbewerbs-siege ein Auftragsvolumen von 97 Mio. Euro.

Äußerst beeindruckend sind die Gesamtbaukosten der in Wettbewerben vergebenen Planungsaufträge. In Summe beträgt das Bauvolumen der Projekte, deren Planung 2012 im Wettbewerb vergeben wurde, rund 4500 Mio. Euro. Etwa 1500 Mio. Euro entfallen dabei auf Projekte der IngenieurkonsulentInnen und knapp 3000 Mio. Euro auf Bauten, die an ArchitektInnen im Wettbewerb vergeben wurden. Bei den ArchitektInnen beträgt der Rückgang der Gesamtbaukosten damit mehr als 1600 Mio. Euro. ■

AON

Experten für
Versicherungslösungen

Das Unerwartete kommt
oft unverhofft! Schützen
Sie sich und Ihr Unter-
nehmen vor etwaigen
Schadenersatzansprüchen.

Ihr Berater:

Prok. Peter Artmann
1110 Wien, Geiselbergstraße 17
t +43 (0)57800-159
peter.artmann@aon-austria.at
aon-austria.at



Risk. Reinsurance. Human Resources.

Foto: S. Badegruber

helfen mit Zukunft
patenschaften.at
**Caritas
&Du**

Patenschaften für Kinder in Not

www.patenschaften.at

Parteien im Check |

Wahlen zum Europäischen Parlament

Die BAIK hat im Vorfeld der NR-Wahl 2013 drei Fragen an die kandidierenden Parteien gerichtet.* Zwei dieser drei Anliegen (Reform des Normenwesens und bessere Verankerung des Bestbieterprinzips im Vergaberecht) konnten im Regierungsprogramm verankert werden. Auch die dritte Forderung (verbindliche Honorarregelungen nach deutschem Vorbild) wurde von mehreren Parteien unterstützt. Zu einer Umsetzung im Regierungsprogramm ist es aber (noch?) nicht gekommen.

Die Befragung der kandidierenden Parteien ist somit ein wirksames Mittel zur Durchsetzung interessenpolitischer Forderungen der ZiviltechnikerInnen. Die BAIK hat daher auch in Hinblick auf die kommenden EU-Parlamentswahlen die Meinungen der Parteien eingeholt.

Zu den Europawahlen in den mittlerweile 28 Mitgliedsstaaten treten jeweils nationale Parteien an. Diese haben sich jedoch teilweise zu politischen Parteien auf europäischer Ebene oder Europaparteien zusammengeschlossen. Dennoch werden die Wahlkämpfe primär auf der Ebene der Mitgliedsstaaten geführt.

Im Zentrum der Fragen der BAIK an die kandidierenden Parteien steht die „Deregulierungswut“ auf europäischer Ebene. Der Glaube an den „freien Markt“ ist innerhalb der EU-Kommission und des Rates der Regierungen am stärksten ausgeprägt. Das EU-Parlament als Vertretung der Bürgerinnen und Bürger ist am ehesten für unsere Forderungen aufgeschlossen. Daher ist es in unserem Interesse, dass das EU-Parlament gestärkt wird. Eine hohe Wahlbeteiligung trägt sicher zur Stärkung des Parlaments bei (siehe auch Pendls Standpunkt in diesem Heft). Daher unsere Bitte: Gehen Sie wählen und berücksichtigen Sie bei Ihrer Wahlentscheidung die Reaktion der Parteien auf die Forderungen unserer Berufsgruppe!

Zu den Inhalten der Fragen: „Deregulierungswut“ Europas

Die immer noch nicht überwundene Wirtschaftskrise hat den Glauben, dass ein freier, unregulierter Markt sich selbst steuert und „effiziente“ Resultate zum Wohle aller hervorbringt, stark relativiert.

Dennoch ist dieser Glaube, der nicht mit Zahlen belegt, sondern lediglich ideologisch motiviert ist, innerhalb der europäischen Institutionen weit verbreitet. Es besteht die Gefahr, dass europaweit bewährte nationale Berufssysteme dieser „Deregulierungswut“ zum Opfer fallen werden und damit nachhaltiger wirtschaftlicher und kultureller Schaden angerichtet wird.

Gesetzliche Bestimmungen, die den Zugang zu und die Ausübung von Berufen regeln und damit Qualitätsstandards, Sicherheit und Konsumentenschutz garantieren, stehen besonders stark im Fokus der Deregulierungsbestrebungen der EU. Sie erfolgen ausschließlich im Interesse großer Unternehmen und Konzerne. Sie führen dazu, dass es zu immer größeren Konzentrationen wirtschaftlicher Macht kommt und gefährden das wirtschaftliche Fortkommen und bisweilen sogar die Existenz von Klein- und Mittelbetrieben. Das steht im Widerspruch dazu, dass die EU selbst die

Bedeutung der KMU für Wachstum und Beschäftigung erkannt hat und KMU zu fördern vorgibt.

Das Europäische Parlament hat sich in seiner Entschliebung zum Binnenmarkt für Dienstleistungen massiv für eine sehr enge Auslegung der Ausnahmen von gesetzlichen Regelungen ausgesprochen. Auch die Europäische Kommission vertritt eine sehr enge Auslegung jener Gründe, die mit dem „öffentlichen Interesse“ zu rechtfertigen wären.

Die Kommission hat bereits Vertragsverletzungsverfahren zur Abschaffung von nationalen Berufszugangs- und Ausübungsregelungen angedroht.

Gesetzliche Regelungen, wie z. B. die deutsche „Verordnung über die Honorare für Architekten- und Ingenieurleistungen“, die von der deutschen Bundesregierung im Sinne der Qualitätssicherung, der Kostentransparenz, der Rechtssicherheit und der Sicherung der flächendeckenden Leistungsversorgung trotz Angriffen der Europäischen Kommission aufrechterhalten wird, sind durch derartige Auslegungen gefährdet. Ebenfalls betroffen sind Regelungen, die die Berufsausübung betreffen und der Qualitätssicherung dienen.

Zum Beispiel das bewährte System der Berufszugangserfordernisse für österreichische ZiviltechnikerInnen, die derzeit garantieren, dass ZiviltechnikerInnen über das notwendige Know-how verfügen, um ihre hochkomplexen Dienstleistungen zu erbringen, die direkte Auswirkungen auf die Sicherheit von Menschen, deren Lebensqualität und die Qualität der gebauten Umwelt haben. Im US-amerikanischen System wird der Berufszugang demgegenüber über die Versicherungswirtschaft „geregelt“, indem AnbieterInnen der Abschluss von Haftpflichtversicherungen verwehrt wird. Auch dieses System benachteiligt KMU.

Ebenfalls von der Abschaffung bedroht sind Regelungen, die die Unabhängigkeit und Unparteilichkeit der ZiviltechnikerInnen sicherstellen (Beschränkungen bei Beteiligung am Gesellschaftsvermögen und bei joint practices). Die Deregulierungsbestrebungen stellen auch das im österreichischen gesellschaftlichen System tief verankerte Modell der beruflichen Selbstverwaltung im Rahmen einer Kammermitgliedschaft infrage. Dieses System sichert und schützt gerade die Interessen kleinerer und mittlerer Unternehmen. Der Status der ZiviltechnikerInnen als freier Beruf wäre damit gefährdet. Aus all diesen Gründen tritt die Bundeskammer für eine Trendwende in der europäischen Politik ein. In jüngster Vergangenheit haben Einstürze von Brücken und Gebäuden (z. B. Slowakei, Italien, UK) wieder einmal aufgezeigt, dass im Bereich der Planungsleistungen gesetzliche Mindeststandards für die Berufe lebenswichtig sind und nicht längst überholten liberalen Wirtschaftstheorien zum Opfer fallen dürfen. ■

Die Spitzenkandidaten der Parteien im Überblick:

ÖVP | Othmar Karas
SPÖ | Eugen Freund
FPÖ | Harald Vilimsky
Grüne | Ulrike Lunacek
BZÖ | Angelika Werthmann
NEOS | Angelika Mlinar
Europa anders | Martin Ehrenhauser

* KONstruktiv 291,
Seite 33–36

„Werden Sie als Mitglied des Europäischen Parlaments gegen überschießende Deregulierungsbestrebungen der Europäischen Kommission bei der Umsetzung/Auslegung der Dienstleistungsrichtlinie (Richtlinie 2006/123/EG) und der Berufsanerkennungsrichtlinie (Richtlinie 2013/55/EU) auftreten und dazu einen Entschließungsantrag einreichen, der öffentliches Interesse so breit definiert, dass der effektive Schutz der Interessen von Öffentlichkeit und KonsumentInnen und damit auch die Beibehaltung der oben angeführten Regelungen (Berufszugangserfordernisse, etc.) weiterhin möglich ist?“

ÖVP

Die EU will im Sinne des Binnenmarktes und der vier Grundfreiheiten eine bessere Anerkennung von erworbenen Berufsqualifikationen in anderen Mitgliedsstaaten, um die Mobilität der Arbeitnehmer zu verbessern. Dazu sind alle Länder aufgerufen, detaillierte Überprüfungen durchzuführen. Auch Österreich nimmt das zum Anlass, um das Verzeichnis der reglementierten Berufe zu überprüfen. Gerade aber für freie Berufe und Handwerke gilt, dass diese nur ausgeübt werden dürfen, wenn gesetzlich oder behördlich vorgeschriebene Berufsqualifikationen erfüllt und nachgewiesen werden können. Dafür werde ich mich auch weiterhin starkmachen, um gewisse Standards in Österreich sicherzustellen. Ich bin jedenfalls dagegen, dass Standards nach unten nivelliert werden, vielmehr muss man sich ein Beispiel an bewährten höheren Standards nehmen.

SPÖ

Einschränkungen aufgrund des öffentlichen Interesses sollen möglich sein, soweit diese gerechtfertigt und verhältnismäßig sind. Dieser Forderung entsprechend hat die sozialdemokratische Fraktion am 11. 9. 2013 gegen die von Ihnen zitierte Entschließung zum Binnenmarkt für Dienstleistungen gestimmt, weiters wurde ein Änderungsantrag vom SPÖ-Abgeordneten Josef Weidenholzer eingebracht. Dieser Änderungsantrag hätte Einschränkungen durch zwingende Gründe des öffentlichen Interesses weiterhin ermöglicht. Im Rahmen meiner künftigen Arbeiten im EU-Parlament werde ich mich gemeinsam mit der SPÖ-Delegation weiterhin für die Berücksichtigung öffentlicher Interessen aussprechen.

FPÖ

Genau aus den von Ihnen dargelegten Gründen haben die freiheitlichen EU-Mandatare bei der Abstimmung im Herbst 2013 gegen die Entschließung gestimmt. Nun gilt es, zu retten, was noch zu retten ist. Der Vorschlag, einen Entschließungsantrag einzureichen, ist zweifellos zu unterstützen. Die freiheitliche Delegation wird dieses Vorhaben auf alle Fälle unterstützen und würde sich freuen, wenn es hier zu einem Schulterschluss aller österreichischen Parteien kommen könnte.

Grüne

Die Grünen bekennen sich zu einem grenzüberschreitenden europäischen Arbeitsmarkt. Zentral dabei ist die gesetzliche Ausgestaltung für diesen Austausch wie die Festlegung der Qualitätskriterien der Leistungen als auch die Bedingungen für die Leistungserbringung von grenzüberschreitenden Dienstleistungen und Produkten. Mobilität von Fachkräften kann so gefördert werden und die Standards des Konsument-Innenschutzes können so gewährleistet werden. Überall dort, wo Lohn- und Sozialdumping geschieht, müssen gesetzliche Regelungen greifen, dies zu verhindern. Dazu muss die Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Mitgliedsstaaten noch ausgebaut werden.

BZÖ

Ihre Bedenken sind verständlich, allerdings enthält die Richtlinie mehrere Mindeststandards (z. B. zweijährige Praxiszeit, Rolle der Kammer bei der Prüfung der Berufspraxiszeit, Sonderregelungen), die verhindern sollen, dass die Qualität der angebotenen Dienstleistungen nicht aufrechterhalten werden kann.

NEOS

Grundsätzlich vertreten wir die Ansicht, dass Regulierungen nur dort notwendig sind, wo Marktmechanismen versagen und zu negativen Effekten, wie z. B. Umweltbelastungen oder Unfällen, führen. Bürgerinnen und Bürger sollen möglichst eigenverantwortlich agieren können. Staatliche Eingriffe erreichen nur in den seltensten Fällen die vorgegebenen Ziele. Es ist uns aber wichtig, dass innerhalb dieses Rahmens die Wahrung des öffentlichen Interesses und die Vermeidung von negativen externen Effekten auch tatsächlich effektiv gesichert werden. Darum werde ich mich im Europäischen Parlament für eine sorgfältige Auslegung des öffentlichen Interesses einsetzen.

Europa anders

Die Wirtschaft muss in erster Linie dem Gemeinwohl dienen und nicht zum Selbstzweck verkommen. Wirtschaften der Zukunft muss nachhaltig und kooperativ organisiert werden. In diesem Sinne werde ich den Deregulierungsbestrebungen der Kommission, die auf einem äußerst problematischen wirtschaftlichen Ansatz basieren, jedenfalls entgegenreten. Ich werde mich daher im EU-Parlament vehement für die effektive Berücksichtigung öffentlicher Interessen einsetzen und einen entsprechenden Entschließungsantrag einbringen.

„Werden Sie erforderlichenfalls einen Vorschlag im Rahmen des Initiativrechts des Parlaments gemäß Artikel 225 des Vertrags über die Arbeitsweise der Europäischen Union einbringen, der die Europäische Kommission auffordert, Vorschläge zur Änderung der

- a) Dienstleistungsrichtlinie (Richtlinie 2006/123/EG) und
- b) Berufsanererkennungsrichtlinie (Richtlinie 2013/55/EU)

vorzulegen, die eine bessere Berücksichtigung des öffentlichen Interesses ermöglichen und damit auch die Beibehaltung der oben angeführten Regelungen sicherstellen?

Im EU-Beihilfenrecht gibt es Ausnahmen für Unternehmen, die mit der Erbringung von Dienstleistungen von allgemeinem wirtschaftlichem Interesse betraut sind. Das gilt auch für Unternehmen, die mit Leistungen im Bereich des sozialen Wohnungsbaus betraut sind. Eine sichere, preisangemessene Versorgung mit Wohnraum ist ebenso Voraussetzung für die soziale und ökologische Qualität europäischer Städte wie eine soziale Durchmischung. Die Einengung auf ausschließlich einkommensschwache Gruppen birgt aber genau diese Gefahr einer sozialen Segregation und Gettoisierung des sozialen Wohnbaus und wurde daher zuletzt zu Recht von BürgermeisterInnen von 30 EU-Metropolen entschieden abgelehnt. “

ÖVP

Die Fragen eins und zwei wurden von der ÖVP mit einer Antwort beantwortet (siehe Seite 37).

SPÖ

Ich werde weitere Anträge, die den Schutz des öffentlichen Interesses gewähren, insbesondere, um auch auf nationale Besonderheiten eingehen zu können, unterstützen.

FPÖ

Die freiheitliche Delegation hat sich in der Vergangenheit stets für die Stärkung des Subsidiaritätsprinzips eingesetzt und wird dies auch in Zukunft tun. Wir wenden uns vehement gegen die immer stärker werdende Zentralisierung, der immer öfter auch sinnvolle und erprobte nationale Regelungen zum Opfer fallen.

Wir werden – unter Maßgabe der uns zur Verfügung stehenden Möglichkeiten - die erforderlichen Maßnahmen ergreifen, um die Absicherung der Berücksichtigung des öffentlichen Interesses sowie die Beibehaltung dieser Regelungen gewährleisten zu können.

Sollte das Initiativrecht dafür erforderlich sein, werden wir selbstverständlich davon Gebrauch machen.

Grüne

Wir Grüne haben und hatten massive Bedenken gegen die Dienstleistungsrichtlinie, weshalb wir diese im Europäischen Parlament abgelehnt haben. Gleiches gilt für die von ihnen angeführte Entschließung des EP zum Binnenmarkt für Dienstleistungen. Unser Grüner Zugang zu Dienstleistungen von öffentlichem Interesse ist, dass diese in einer eigenen Rahmenrichtlinie geregelt und vor dem europäischen Wettbewerbsrecht geschützt werden sollen. Für uns haben Regelungen im öffentlichen Interesse, die sich auf soziale, ökologische, nachhaltige und demokratiepolitische Belange beziehen, Vorrang vor Deregulierungsinteressen. Dafür haben wir uns in unserer Arbeit im Europäischen Parlament in den letzten Jahren eingesetzt und werden dieses Vorhaben auch in Zukunft vorantreiben.

BZÖ

Als Mitglied des Haushalts- und Petitionsausschusses betreffen etwaige Vorschläge zur Änderung der Dienstleistungsrichtlinie bzw. der Berufsanererkennungsrichtlinie nicht den Zuständigkeitsbereich von Frau Mag. Werthmann. Sie wird sich dennoch dafür einsetzen, dass es zu keiner sozialen Segregation kommt und entsprechende Vorschläge unterstützen.

NEOS

Im oben ausgeführten Rahmen werde ich Anträge, die den Schutz des öffentlichen Interesses gewährleisten, unterstützen.

Europa anders

Im Sinne des oben Ausgeführten werde ich erforderlichenfalls auch einen Vorschlag gemäß Artikel 225 einbringen, der die Kommission auffordert, Vorschläge zur Änderung der Dienstleistungsrichtlinie/Berufsanererkennungsrichtlinie vorzulegen, die geeignet sind, das öffentliche Interesse ausreichend sicherzustellen.

„Werden Sie sich als Mitglied des Europäischen Parlaments für eine klare Festlegung einsetzen, dass die Definition des sozialen Wohnbaus sowie die Entscheidung über die Form der Bereitstellung den Mitgliedsstaaten und ihren Gebietskörperschaften überlassen sein muss, um eine notwendige Durchmischung im sozialen Wohnbau sicherzustellen?“

ÖVP

Was sozialer Wohnbau ist und wie er organisiert wird, bleibt Sache der Mitgliedsstaaten. Dazu gehören auch Zugangsbedingungen und Preiskonditionen. Es gibt keinen Grund, das zu ändern. Ich habe mich bei den Verhandlungen des Lissabon-Vertrages erfolgreich dafür eingesetzt, dass „Dienstleistungen von allgemeinem Interesse“, zu denen auch der soziale Wohnbau gehört, ausdrücklich in der Zuständigkeit der Mitgliedsstaaten bleiben.

SPÖ

Die SPÖ ist seit Jahrzehnten für die soziale Durchmischung im sozialen Wohnbau, vor allem um Gettobildungen zu vermeiden. Auch ich werde mich für den sozialen Wohnbau einsetzen. Die Wahrung des weiten Ermessensspielraums nationaler, regionaler und lokaler Behörden ist mir wichtig. Die Definition des sozialen Wohnbaus muss entsprechend des Subsidiaritätsprinzips bei den Mitgliedsstaaten bleiben.

FPÖ

Durch die immer weiter fortschreitende EU-Integration werden der Kommission mehr und mehr Regelungsbefugnisse erteilt. Dadurch wird die nationale Regelungsgewalt fortlaufend eingeschränkt. Gerade bei sozialem Wohnungsbau ist es wichtig, die Entscheidungsgewalt bei den dafür zuständigen Gebietskörperschaften zu belassen. Nur dadurch, können die notwendige soziale Durchmischung gewährleistet und die drohende Gettoisierung verhindert werden.

Ein essenzieller Punkt unserer Linie ist die Dezentralisierung. Daher werden wir uns auch hier einsetzen, die Regulierungsbefugnisse auf nationaler Ebene zu belassen.

Grüne

Ja. Darüber hinaus sind wir generell der Meinung, dass sich der soziale Wohnbau sowie die Agenden des Mietrechtsschutzes oder der Mietzinsregulierung aufgrund der unterschiedlichsten mitgliedsstaatlichen Zielsetzungen nur sehr eingeschränkt für gemeinschaftsrechtliche Regelungen eignen.

BZÖ

Frau Mag. Werthmann hält es für äußerst wichtig, dass eine Durchmischung im sozialen Wohnbau sichergestellt wird, um soziale Segregation und Gettoisierung zu vermeiden. Sie wird daher ihr Möglichstes tun, damit die Mitgliedsstaaten diese notwendige Durchmischung gewährleisten können.

NEOS

Subsidiarität, d. h. das Streben nach Selbstbestimmung und Eigenverantwortung, muss in Kommunen und Regionen gestärkt werden. Entscheidungen in Bezug auf den sozialen Wohnbau sind ein wichtiges Beispiel dafür. Durchmischung und Vielfalt müssen möglich bleiben und durch den entsprechenden Entscheidungsspielraum auf regionaler Ebene gesichert werden. Dafür werde ich mich einsetzen.

Europa anders

Wir wollen in einem Europa leben, in dem Menschen unterschiedlicher Herkunft auf Augenhöhe an einer gemeinsamen Zukunft arbeiten. Auf nationaler Ebene bedeutet das konsequenterweise auch eine Absage an jede Art von Gettobildung. Die soziale Durchmischung im sozialen Wohnbau ist uns daher ein wichtiges Anliegen. Wir werden uns dafür einsetzen, dass der notwendige Entscheidungsspielraum auf nationaler Ebene gesichert wird.

Die Weisheit der wenigen

Nicht dass die Wettbewerbsszene auf diese Botschaft gewartet hätte, aber man nimmt sie – auch weil sie aus unverdächtiger Ecke kommt – umgeben von partizipativen Euphorien gerne zur Kenntnis: Kleine Gruppen treffen die besseren Entscheidungen. An der Princeton University haben Albert Kao und Iain Couzin mit einem mathematischen Kalkül über biologische Prozesse herausgefunden, dass die Präzision der Entscheidungen in komplexen Umgebungen dann am höchsten ist, wenn die Gruppen kleiner als ein halbes und größer als drei Dutzend sind. Ansonsten nimmt die Genauigkeit der Entscheidungen ab. Dass Gruppen besser entscheiden als Einzelne, war bekannt. Die „Weisheit der vielen“ ist zum Slogan auch der Planungsbeiträge geworden. Preisgerichte treffen von sehr vielen Einflussgrößen beeinflusste Entscheidungen; sie sind unabhängig nach außen, ihre

kollektive Intelligenz beruht auf der inneren Abhängigkeit der Preisrichter. Erst der Lerneffekt, der sich durch die gemeinsame Einarbeitung in das Lösungsfeld ergibt, bildet eine Entscheidungsgrundlage. Deshalb sind Objektivierungsversuche, die auf der Separierung der Preisrichter, auf diskreten Urteilen ohne eingehende Preisgerichtsdiskussion beruhen, gescheitert. Die Objektivierung liegt im Austausch der Standpunkte. Neben der Gruppengröße spielen die mitwirkenden Individuen eine wichtige Rolle. Wenn kürzlich der Bauherr Parlament während des Verhandlungsverfahrens über die Generalsanierung des Verhandlungsgremium von elf auf 24 Personen erweitert hat, kann man im Lichte dieser Forschung weniger in der erhöhten Zahl der Köpfe als in den verschobenen Perspektiven auf den Planungsgegenstand ein Problem erkennen. Die Differenz der Kenntnisstände bedingt den Einstieg in die Debatte im Entscheidungsgremium. Der Schwierigkeitsgrad der

Erörterung hängt von der Bereitschaft der Entscheider ab, ihre Ausgangspositionen bei der Bewertung der Wettbewerbsarbeiten zu verlassen. Es geht um Kommunikationsfähigkeit angesichts des befremdend Neuen, um die Bereitschaft, genau zu sehen, aufmerksam zuzuhören und verständlich zu sprechen. So gesehen sollte die Gruppenobergrenze selten das Problem sein, sondern die Untergrenze. Personen mit hohen kommunikativen Veranlagungen und wachen Sinnen sind schwer zu finden, unter den Planern genauso wie unter den Planungsbetroffenen und den Entscheidern. Populistische Versammlungen erkennen kaum und entscheiden prekär. Die Weisheit der wenigen ist nur erreichbar durch die Beteiligung der wirklich Kommunikationsfähigen. Diese zu finden ist ein Garant des Wettbewerbserfolges. Walter M. Chromasta ■

Brühempfehlung



Wer vom Süden her nach Deutschland reist, quert die Kaffeegrenze. Jenen Breitengrad nahe dem Weißwurstäquator, der im Wort Kaffee die Betonung vom zweiten Vokal auf den ersten vorrücken lässt. Das ist kein sprachliches Problem. Für den gelernten Österreicher ist Deutschland eine kaffeetechnische Problemzone. Ein Land, in dem selbst „Espresso“ meist in einem Verdünnungsgrad serviert wird, der Homöopathen zur Freude gereicht, Kaffeeliebhabern jedoch ein Graus ist. Man spricht von „Blümchenkaffee“, wenn die bräunliche Brühe ungehinderte Durchsicht auf die Bemalung des Tassenbodens gestattet.

Der Begriff „Filtertüte“ darf nur von Melitta verwendet werden, jener Marke, die ihren Namen von Melitta Bentz herleitet und als Inbegriff deutscher Kultur gilt. Die sächsische Hausfrau erkannte vor hundert Jahren braune Krümel, die sich beim Kaffeekränzchen zwischen den Zähnen

verfangen, als Problem, auf das sie in der Manier einer Ingenieurin technisch reagierte: In den Boden einer Messingbüchse schlug sie mittels Nägeln Löcher. Aus ihres Sohnes Schulheft entwendete sie ein Löschblatt. Der Filterkaffee war geboren! Melitta Bentz gründete ihr Unternehmen, den heutigen Weltkonzern.

Jede neue Technik braucht einen kulturellen Nährboden, um ökonomisch zu erblühen. Anders als die italienische Espressomaschine, deren Bauart sinnbildlich der Dampfmaschine und damit der industriellen Revolution huldigt, nötigt Melitta uns eine Geste auf, die an Symbolgehalt kaum überbietbar ist: Hier rankt sich das Drama um den alten Kampf des Reinen gegen das Unreine, die Scheidung des Guten vom Verwerflichen. Dies könnte als tägliches Ritual gar nicht trefflicher inszeniert werden, als mit einer Gerätschaft, in der sich ein bedröppelt braunes Häufchen bildet, welches man spitzfingrig mitsamt dem nassen Filter aus dem Trichter fischt und mit einer leicht angeekelt verächtlichen Geste in den Müll schleudert. In diesem Moment triumphieren die Tugenden der Sauberkeit und Ordnung wie in keinem anderen.

Wolfgang Pauser ■

Designempfehlung



Baustellen- und Heimwerksbedarf und gehobenes Interiuredesign sind zwei grundlegend unterschiedliche Dinge, möchte man meinen. Doch ein Blick in Lifestyle- und Designmedien beweist, dass Praktisches aus der Welt des Bauens seit einiger Zeit Einzug in die must-have-lists der Innenausstattung gehalten hat. Selbstverständlich handelt es sich dabei nicht um die robust funktionalistischen „Originale“, sondern um eigens für den stilbewussten Eigenheimgestalter adaptierte hochpreisige Designversionen. Hoch im Kurs stehen etwa Käfiglampen, Schraubklemmen und Lochwände, Dinge, die üblicherweise eben den Handwerksalltag

leichter machen, deren Form ausschließlich ihrer Funktionalität geschuldet ist.

Doch was macht sie plötzlich so attraktiv für den Wohnraum? Ist es die Aufweichung der Grenze zwischen Arbeiten und Wohnen, mit der sich so mancher Wissensarbeiter durchaus positiv identifizieren kann? Denn visuell wird das Wohnzimmer zum Arbeitsplatz und unter der Prämisse, die heutige Arbeitswelt kenne keinen Feierabend mehr, erhält diese Entwicklung eine physische Präsenz. Gleichzeitig handelt es sich bei diesen Objekten um Formen, die dem kulturellen Gedächtnis durch ihr seit Langem unverändertes Design eingeprägt sind. Sie verkörpern funktionalistische Kontinuität, eine Charakteristik, die in starkem Kontrast zur immer schnelleren Abfolge neuer technischer Gimmicks steht. Eben deshalb ist wohl der Griff zum Original empfehlenswert, denn sind sie als trendbewusstes Einrichtungsaccessoire nicht mehr angesagt, ist es beim nächsten Umzug oder in der Werkstatt immer noch praktisch, sie zu haben. Redaktion ■

Stellt die Nichtvorlage einer vom Auftraggeber geforderten Detailzeichnung einen behebbaren Angebotsmangel dar?

Das Landesverwaltungsgericht Oberösterreich (LVwG OÖ) hatte sich jüngst mit folgendem Sachverhalt auseinanderzusetzen: In einem offenen Verfahren zur Vergabe der Herstellung, Lieferung und Montage von Leichtmetallkonstruktionen wurde in den Ausschreibungsunterlagen in Position 002104 Z der Leistungsbeschreibung eine Zeichnung des Bieters zum Angebot wie folgt gefordert: „Der Bieter hat dem Angebot eine Detailzeichnung über die wichtigsten Punkte der Alukonstruktion im M = 1:1 beizufügen. Aus dieser Zeichnung müssen alle zur Beurteilung der Konstruktion notwendigen Einzelheiten, wie z. B. Abmessungen der Profile, Anschlüsse an das Bauwerk usw., klar hervorgehen. Es wird besonders darauf hingewiesen, dass eingegangene Angebote nur berücksichtigt werden, wenn vorgenannte Detailzeichnungen in prüfbarer Form dem Angebot beilie-

gen und den aufgestellten bauphysikalischen, konstruktiven Forderungen der Ausschreibung entsprechen. [...]“

Die präsumtive Zuschlagsempfängerin legte mit ihrem Angebot die Detailzeichnung nicht vor. Die AG forderte daraufhin die präsumtive Zuschlagsempfängerin in einem „Aufklärungsgespräch“ mündlich auf, die fehlende Zeichnung nachzureichen. Dieser Aufforderung kam die präsumtive Zuschlagsempfängerin am darauffolgenden Tag nach.

Die im Anschluss ergangene Zuschlagsentscheidung wurde von der zweitgereihten Bieterin mit der Begründung angefochten, dass das Fehlen der Zeichnungen bei der Angebotsabgabe ein unbehebbarer Mangel sei, weshalb das Angebot der präsumtiven Zuschlagsempfängerin zwingend auszuschneiden gewesen sei.

Das LVwG OÖ kam zu einem anderen Ergebnis: Im gegenständlichen Verfahren stellt das Fehlen der Detailzeichnung im Angebot einen behebbaren Mangel dar, da es sich bei der Detailzeichnung nicht um einen Hauptinhalt der geforderten Leistung handelt, sondern „nur um Belege zur Ermöglichung der Beurteilung der Ausschreibungskonformität des Angebots“. Darüber hinaus wurde in den Ausschreibungs-

unterlagen nicht näher definiert, welche „wichtigsten Punkte“ (siehe Zitat der Position 002104 Z oben) in der Detailzeichnung beigelegt werden müssen. Diese „undeutliche Äußerung“ in den Ausschreibungsunterlagen wirkt zum Nachteil der Auftraggeberin und hat zur Folge, dass die Auftraggeberin kein Angebot ohne vorherigen Verbesserungsauftrag ausschneiden darf.

Zu einem allfälligen Wettbewerbsvorteil durch die spätere Vorlage der Zeichnung führte das LVwG OÖ aus, dass das Beweisverfahren ergab, dass die Pläne durch die präsumtive Zuschlagsempfängerin bereits vor Angebotsöffnung erstellt wurden und „in der Vorlage der bereits erstellten Pläne durch die präsumtive Zuschlagsempfängerin, [...] grundsätzlich keine materielle Wettbewerbsverbesserung für die-
se erkannt werden [kann]“.

(LVwG OÖ vom 26.02.2014, LVwG-840003/11/Wim/Bu, LVwG-840004/9/Wim/Bu)

Johannes Schramm/Christian Gruber
(Schramm Öhler Rechtsanwälte
www.schramm-oeehler.at) ■

Neue Wiener Dichte Städtebau im Zeitalter der Stadt

Thomas Hahn
Sonderzahl Verlag



Obwohl der Begriff der Dichte nach wie vor Bestandteil diverser städtebaulicher Leitbilder ist – in negativer wie in positiver Ausformulierung –, ist der Diskurs um diesen Begriff seit den 1990er-Jahren leiser geworden. In seinem Buch „Neue Wiener Dichte“ hat sich der österreichische Architekt und Urbanist Thomas Hahn nun dieses Themas neu angenommen. Nach sachlichen Betrachtungen der begrifflichen Grundlagen bekennt sich der Autor zum Leitbild „Urbanität durch Dichte“, möchte aber Dichte nicht quantitativ, sondern qualitativ verstanden wis-

sen. Das Ideal der Nachverdichtung, das ihm vorschwebt, läuft auf eine Art Wohndach hinaus, das sich über die bestehende Stadt legt. Auf dem Niveau der Dachterrassen sollen die bestehenden Blöcke mit einer kleinteiligen, kompakten Struktur bebaut werden. Als Vorbild dient ihm der Bauwerkstyp des nordafrikanischen Ksars. Dabei handelt es sich um eine befestigte, extrem dichte Lehmsiedlung, wie sie zum Beispiel im tunesischen Tataouine zu finden ist. Ein bisschen mutet der Ansatz an Science-Fiction an – aber hey: Was wäre denn Städtebau ohne Visionen? O-Ton Hahn: „Es bedarf wieder mehr Utopien und neuer innovativer Lösungsansätze, jenseits vom Denken in klassischen Blockrandstrukturen und Siedlungsformen.“ Die Arbeit wurde im Zuge des von der bAIK und der Stadt Wien ausgelobten Roland-Rainer-Forschungsstipendiums 2012 erstellt.

Das Buch erscheint im Juni 2014.

Architekturführer Riga

Jānis Krastiņš
DOM publishers



Riga ist eine der beiden Kulturhauptstädte Europas 2014. Da trifft es sich gut, dass der vor zehn Jahren erstmals publizierte „Architekturführer Riga“ jetzt neu aufgelegt wird. Die im Jahr 1201 gegründete lettische Hauptstadt ist nämlich trotz Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg von klar überschaubarer städtebaulicher Struktur und verfügt über ein reiches Architekturerbe aus verschiedenen Epochen, das von Romanik und Gotik bis hin zu Moderne und zeitgenössischer Architektur reicht. In der Dekade nach Erscheinen der ersten Auflage des Architekturführers erlebte die lettische Hauptstadt einen regel-

rechten Bauboom, der lediglich 2008 durch die weltweite Wirtschaftskrise zu einem temporären Stillstand kam. In diesem Jahrzehnt entstand in Riga eine Vielzahl an Wohn- und Geschäftshäusern, Hotels, Bürogebäuden sowie an neuen Bauten für Bildung, Sport, Kultur und Unterhaltung. Dazu gehören die Lettische Nationalbibliothek, die Wissenschaftliche Bibliothek der Technischen Universität Riga, die Hochhausgruppe Panorama Plaza oder die beiden Wohnhochhäuser Solaris mit ihren emaillebeschichteten Fassaden, ein schönes Beispiel für die farbenfrohe High-techarchitektur der Gegenwart. Ein Gang durch die Altstadt – mit dem Führer in der Hand – verspricht nicht nur architektonische Freuden: Riga gilt als Partystadt und wird nach den tristen Sowjetzeiten seinem einstigen Beinamen wieder gerecht: „Paris des Ostens“.

Michael Krassnitzer ■

Höhenflüge mit Bodenhaftung |

Der Bauingenieur Christian Aste im Porträt

Judith Brandner

Geboren 1963 in Salzburg, Japanologin und Übersetzerin für Englisch und Japanisch. Sie ist freie Radio- und Printjournalistin (u. a. Ö1, Spectrum) und Buchautorin. 2012 erschien bei Picus „Reportage Japan – Außer Kontrolle und in Bewegung“.

Aus der Ferne sieht es aus wie ein vom Himmel gefallenes Objekt, ein von einer Glasfront unterbrochenes Oval, das auf einer Felskuppe gelandet ist, und jeden Moment aus dem Gleichgewicht geraten könnte: das höchstgelegene Café Österreichs am Pitztaler Gletscher, auf 3440 Metern Seehöhe. Dass das Objekt nicht kippt, ist der höchsten Bauingenieurskunst des ZT-Büros aste-weissteiner zu verdanken. Christian Aste ist der Seniorpartner des Duos, das für die statische Konstruktion von Wildspitzbahn und Café verantwortlich zeichnet. Es ist eines ihrer wohl spektakulärsten Projekte der jüngeren Zeit, in einer langen Reihe vieler extravaganter und aufsehenerregender Bauten, die sie realisiert haben. Als Bauingenieur sieht sich Christian Aste hierbei in einer Symbiose mit dem Architekten, der Architektin (wie etwa Zaha Hadid, mit der das Büro zusammenarbeitet), als der Part, der die kühnen Träume auf stabile Fundamente stellt. Das ist auch die Firmenphilosophie: „Der Tragwerksplaner und Konstrukteur muss mit beiden Beinen fest am Boden stehen, der Architekt darf schweben. Wir Ingenieure spüren die Schwerkraft, die Schneelast und das Erdbeben, wir wissen wie sich das Tragwerk anstrengt und sich ächzend verformt, wir berechnen die Grenzen und gehen aus ästhetischen und ökonomischen Gründen knapp an diese heran ...“ Manchmal störe es ihn schon, dass bei den Projekten, die er technisch umsetzt, hauptsächlich die Architekten den Applaus bekämen, meint Christian Aste, aber: „Schließlich glänzt die moderne Architektur auch durch die Konstruktion.“ Und eitle Äußerlichkeiten seien nicht das eigentliche Lebensziel. Sagt einer, dessen Arbeit mehrfach ausgezeichnet worden ist.

Konstrukteure, philosophiert Christian Aste, seien notwendigerweise besondere Typen: mit dem Blick zum Horizont und auf der Suche nach dem Neuen; unzufrieden mit dem Mittelmaß, auf Kriegsfuß mit der beamteten Wahrheit, oft auf Besuch in Utopia. Dass sie dabei solide, gewissenhaft und streng sind, weil ihre Konstruktionen stabil und dauerhaft sein müssen, versteht sich von selbst. Es sind Eigenschaften wie diese, die Christian Aste – neben allem anderen Fachwissen, das angehende Bauingenieure brauchen – auch seinen Studierenden an der Fakultät für Architektur an der Universität Innsbruck mitgibt. Ihre schöpferischen Leistungen zu fördern ist sein oberstes Ziel. An Jüngere weitergeben kann der 1943 in Innsbruck geborene auch seine langjährige Erfahrung. 1976 hat er die Befugnis zum Zivilingenieur für das Bauwesen bekommen und mit Projekten im Straßen-, Brücken-, Seilbahn- und Eisenbahnbau sowie im Hochbau begonnen. Immer höher hinauf, in luftige Höhen, haben ihn seine Projekte gebracht, er hat Sportstätten wie Skisprungschanzen oder Rodelbahnen gebaut. „Die größte und schönste Herausforderung bleibt die Arbeit im Hochgebirge!“, sagt Christian Aste, denn: „Im Vergleich zu einem Projekt im Tal kommt in der weiß glänzenden Einsamkeit der Berge noch einiges an Adrenalin dazu:

Ausgesetztheit, Witterungsumschwünge, hohe Windgeschwindigkeiten, extreme Temperaturen, schwierigste Transportwege.“ Aber – mit dem Grad der Schwierigkeit steige nach getaner Arbeit auch die Befriedigung. Das ist wie beim Bergsteigen oder Skifahren oder als er noch auf Hochseeregatten in der Adria segelte.

Die Herausforderung macht den Reiz des Berufs für ihn aus, aber auch die Teamarbeit: „Ein Team von begeisterten Ingenieuren zu führen kann so erhebend sein wie die Aufführung von Toccata und Fuge in D-Moll von Bach.“ Teamarbeit ist auch im Büro aste-weissteiner angesagt, das er 2010 mit Thomas Weissteiner gegründet hat.

Den technologischen Entwicklungen, die auch die planerische Arbeit der Konstrukteure völlig verändert haben, steht er nicht ganz unkritisch gegenüber. Junge ZiviltechnikerInnen würden die Arbeit mit Rechenschieber, Klothoidenschablonen oder Spritzgitter und Rasierklinge nur mehr vom Hörensagen kennen und mitleidig über händische Kontrollrechnungen von kritischen Schnittkräften an einem Tragwerk lächeln, weiß Christian Aste. Natürlich hätten Darstellungen und Berechnungen in 3D unleugbare Vorteile, weil die immer größere Realitätsnähe bestmögliche Klarheit für den Bauherrn und die Ausführenden bringe. Die Arbeit sei schneller und flexibler geworden, wodurch Bauvorhaben buchstäblich bis zum letzten Abdruck, also bis Betonierbeginn, optimiert werden könnten, so Aste. Der Nachteil sei, dass die Arbeit der Konstrukteure von Laien oftmals zur „Maschinenleistung“ herabgesetzt und die Honorare entsprechend gedrückt würden. Heute komme automatisch der Billigstbieter zum Zug, was auch für ihn selbst schon das eine oder andere Projekt sterben ließ.

Der junge Anfangssiebziger erhält sich seine Lebendigkeit durch „dynamische Instabilität“, wie er sagt. Dazu passt das Vorhaben, im Unruhestand ein Buch über die Logik der Welt im Allgemeinen und die des Ingenieurs im Besonderen zu schreiben. Auf das Ergebnis darf man jedenfalls gespannt sein. ■






Fehlanzeige Die Copy & Paste Architektur

Im Speckgürtel, im Schatten der Stadt – da wo niemand allzu genau hinschauen will – und noch weiter draußen, in der (Rest) Landschaft, hält ein unverfrorener Serialismus in die Baukultur Einzug. Teppichsiedlungen folgen dem immer gleichen Muster. Häuser aus der Retorte reihen sich gelangweilt aneinander. Die Anordnung folgt einer einfachen arithmetischen Formel. Addition und Multiplikation beherrschen immer mehr den weiten Raum der Peripherien. Spielfelder werden ausgebreitet und die Spielfiguren werden in Stellung gebracht. Die Regeln fehlen. Es ist eine Raumproduktion ohne Narrativ. Die Erzeugnisse der Copy & Paste Architektur repräsentieren meist nur mehr den architektonischen Zynismus einer kurzatmigen, auf schnellen Profit ausgelegten Investorenlogik jenseits aller kollektiven (Raum)Zusammenhänge. Auf Planung einer Gruppe, eines Ensembles oder eines Zwischenraums wird schon aus Kostengründen allzu gerne verzichtet. So beherrscht die Multiplikation der Einheit die Szenerie. Das Durchnummerieren hat die räumliche Orientierung ersetzt. Im entgrenzten Teppich der Siedlung und der endlosen Reihe der Häuser lösen sich die Sehnsüchte nach individueller Behausung gegenseitig auf und die Oase erweist sich nicht selten als Trugbild. André Krammer ■



Mit seinen „Betonporsches“ gießt Gottfried Bechtold das legendäre Design des 911ers in scheinbar ewige Form. Weniger beständig scheint die Zukunft der Mobilität zu sein. Nicht nur im Individualverkehr kündigen sich große Veränderungen an.

Das nächste Heft Die Vernetzung der Welt hat Inhalte beinahe grenzenlos mobil gemacht, kurze Nachrichten, Pläne bis hin zu ganzen Datenbanken sind nicht mehr an physische Träger gebunden und von bestimmten Orten losgelöst. Die Omnipräsenz des Netzes, flexible räumliche Gefüge von Arbeit und Wohnen und nicht zuletzt digitale Navigationssysteme haben gravierenden Einfluss auf alltägliche Mobilitätsbedürfnisse. Wie sehen also die künftigen physischen sowie organisatorischen Mobilitätsstrukturen aus und wie wirken sie sich auf die gebaute Umwelt aus?

An aerial photograph of a vast, dense green forest. In the lower-left quadrant, there is a small, irregular clearing where a small, light-colored building with a dark roof is visible. The forest is composed of many small, tightly packed trees, creating a textured green surface. The lighting is even, suggesting a bright day.

Von oben betrachtet wird ein Fundamentalpunkt nur sichtbar, wenn er zumindest eine gewisse Ausdehnung hat, auch wenn diese seiner geometrischen Natur als Punkt widerstreitet. Sein höchstmögliches Niveau an Sichtbarkeit erreicht er, wenn Architektur ihn rahmt und dramatisch inszeniert, wie es die Habsburgswarte am Hermannskogel tut.

Geometer – und niemand außer ihnen – wissen jetzt schon, wovon hier die Rede ist. Lange, bevor Satelliten die Erde von oben betrachteten, benötigten die Landvermesser festgelegte Orientierungs- und Anhaltspunkte, die ihr geometrisches System gleichsam im Erdboden verankerten. Unter diesen sogenannten Fundamentalpunkten ist der am Hermannskogel zuhächst privilegiert, galt er doch Ende des 19. Jahrhunderts als geografisches Zentrum und „Nullpunkt“ der gesamten österreichisch-ungarischen Monarchie.

Doch es ist der Lauf der Geschichte, dass sie auch über das Fundamentalste hinwegschreitet. Die Aussichtswarte, 1888 im mittelalterlichen Stil errichtet, um einem mittlerweile untergegangenen Reich sein Zentrum zu fixieren, in einem geodätischen System, das technisch überholt ist: So viele Anachronismen auf einmal finden in diesem Punkt zusammen, dass man ihn (ein wenig von oben herab) durchaus als einen Fundamental-Anachronismus betrachten könnte. • Wolfgang Pauser •